

marbachermagazin

Objektsuren
25 Exponate aus dem LiMo

Von Schülerinnen und Schülern der
Kulturakademie der Stiftung Kinderland
Baden-Württemberg

Deutsche Schillergesellschaft
Marbach am Neckar

MATTHIAS GÖRITZ *Objektspuren*

Es ist der eigentliche Skandal der Welt, dass die Dinge uns überdauern. Schuhe, Rucksäcke, Reisetaschen, Bleistiftspitzer, Käämme, Notizhefte. Gemeinhin erscheinen uns diese einfachen Gegenstände durch den Gebrauch so vertraut, dass wir sie gar nicht mehr wahrnehmen. Sie sind Instrumente des Alltags, unabdingbar mit uns verbunden, mit unserer körperlichen Anwesenheit. Doch das ist falsch: Ein Toter nimmt keinen Kamm mit ins Grab, keine Münze, kein Musik- oder Schreibinstrument. Solche Gegenstände werden von anderen zu seinen sterblichen Überresten gelegt, und wenn dies in der heutigen Zeit geschieht, spielt kein Gedanke an die Nachwelt mehr eine Rolle. Die ägyptische Phantasie von einem Nachleben, einer Totenwelt, in welcher der Pharao zwischen seinen Dienern und seinen wertvollsten Besitztümern im Totenreich als Körper wieder aufersteht, um dann inmitten vertrauter Dinge sein Herrscherleben weiterzuführen, ist nicht die Vorstellung, mit der wir unsere Toten bestatten; hier herrscht vielmehr der Gedanke vor, dass diese Dinge zur Person gehören und ohne sie ihre Funktion eingebüßt haben. Jene Menschen, die ihre Toten bestatten, sind in

diesem Moment der Ohnmacht angesichts aller Vergänglichkeit zumindest zu dieser Geste im Stande. Es sind verworfene Träume »seiner Majestät des Ichs«, wie Freud es so zutreffend spöttisch und hochachtungsvoll zugleich genannt hat. Unserer scheinbare Herrschaft über die Dinge im Nachleben sind Spiegel jener Souveränität, die wir als Menschen dem Leben gegenüber wohl gern einmal erreichen würden.

Wir benutzen die Dinge, die uns umgeben, ohne uns weiter um sie zu scheren, wir merken nicht, wie sie uns mehr und mehr vertraut werden, gerade so, als wären sie Zeichen, die wir bloß entziffern müssten, um uns selbst zu erkennen. So werden die Dinge zu unserem wichtigen Gegenüber. »Die Dinge«, paraphrasiert Stefan Zweig seine Lieblingsstelle von Montaigne, »haben nicht ihr eigenes Gewicht, sondern das, welches wir ihnen geben.« Dinge sind außerhalb unseres Körpers, sie sind Äußerlichkeiten, die wir manchmal auch glauben, ablegen zu müssen, wenn wir uns mit dem Entrümpeln unseres Lebens beschäftigen. Dahinter steckt der Gedanke, dass man sich mit seiner eigenen Sterblichkeit abfinden könnte, befreit, nicht länger von Besitz beschwert. Dass man sich dann plötzlich in einem Leben wieder fände, das einfacher ist und rein.

Dabei sind es gar nicht die Dinge, die uns belasten, sondern das, was an ihnen hängt. Es sind unsere Vorstellungen von ihnen. Und so heißt die Stelle in Montaignes Essays, auf die Zweig sich bezieht, in einer anderen Übersetzung denn auch: »Die Menschen werden durch die Meinungen gequält, die sie von den Dingen haben, nicht durch die Dinge selbst.«

Man sieht, die Dinge sind kompliziert. Aber genug davon.

Objekten haften Spuren an; wer sie lesen kann, findet vielleicht den Charakter ihrer Besitzer wieder. Solche Spurenleser waren immer die Schriftsteller und Dichter, sie sind besessen von den Dingen, ohne auf ihren Illusionscharme ganz hereinzufallen. Wer kennt das nicht. Werbebilder aller Zeiten: mein Auto, mein Haus, meine Yacht. Zeige mir, was du hast, und ich sage dir, wer du bist. Dieser Illusion ist mehr oder weniger jeder, der bisher auf diesem Planeten gelebt hat, verfallen gewesen. Ob das gut ist oder schlecht, interessiert erst im Einzelfall. Literatur ist für die Einzelfälle zuständig – und nicht für generelle Behauptungen. Milliarden von Einzelfällen. Am liebsten, am besten, am gerechtesten wäre es, man würde die Geschichte eines jeden lebenden Menschen erzählen, sie tauschen wie Luft, die man einatmet und als Kohlendioxidgemisch wieder ausstößt. Das wiederum die Pflanzenwelt umwandelt.

Dass wir uns selbst erkennen, indem wir einander unsere Geschichten erzählen, das steckt hinter den Träumen einer unendlichen Bibliothek von Babel bei Borges; das ist das ästhetische Lehrprinzip der Turmgesellschaft aus Goethes Roman *Wilhelm Meister*, die sich als Aufbewahrungsort der Lebensgeschichten ihrer Mitglieder versteht und dabei – als utopisches Potenzial – die Enzyklopädie aller Menschenschicksale verspricht; davon erzählt, in ironischer Form, auch der Schock, den General Stumm von Bordwehr in Robert Musils Mammutwerk *Der Mann ohne Eigenschaften* empfindet, als er auf der Suche nach einer alle verbindenden Idee erst einmal durch die gewaltigen Kataloge der Kataloge muss; davon erzählt Dantes *Göttliche Komödie*, in der alle Menschen nach Sünden oder Verdiensten bestraft, geläutert oder belohnt werden;

ja, das ist die christliche Vorstellung vom Ende aller Dinge, wenn die Listen vorgelesen werden und jedem Christen seine Taten auf Erden nochmals erzählt werden, auf dass er gerichtet werde.

Was hat das alles mit den Objekten zu tun, um die es hier geht? Sind alle Gabeln, Fähnchen, Fotos, Kärtchen, Taschen wirklich so aufgeladen mit Philosophischem und Religiösem?

Nun, man müsste wohl, um einen Menschen zu kennen, nicht nur seine Dinge kennen, sondern auch die Art, wie er sie gebraucht. Die Gebrauchsspur, der Abrieb, die Abdrücke der Finger auf den Werkzeugen – bei Schriftstellern sind dies die Schreibgeräte –, die Kleckse und Zeichnungen auf dem Papier, die seltsamen Fetische in Form von aufbewahrten Postkarten, Danksagungen, Käsefähnchen oder Nippesfiguren, all diese Gegenstände erzählen viel mehr über die Person, als eine Biografie dies je könnte.

Schnappschüsse sind das, aber solche dreidimensionaler Art. Ich erinnere mich an ein Foto von einem Schaukelpferd, auf dem der Verleger Heinrich Maria Ledig-Rowohlts gesessen hat, den Arm in Siegerpose wie ein gescheiterter Alexander gen Indien gereckt, die Inkarnation eines verschmitzt-komischen Kafkahelden. Wann immer ich an ihn denke (und ich denke eigentlich nur wegen jenes Fotos mit dem Schaukelpferd an ihn), habe ich das Gefühl, in diesem einen Moment seine gesamte Person erfasst zu haben. Natürlich ist das eine Illusion – doch der Mensch ist für mich erneut ganz und gar zugegen, vielleicht nicht als ›wahre Gestalt‹, als ›historische Persönlichkeit‹, aber als Erinnerungsschemen, als Phantasiefokus. Und das Transportmittel dazu ist: ein Pferd. Ein

Schaukelpferd. Objekt auf einem Foto.

So lassen sich über die Dinge Beziehungen knüpfen, Beziehungen zu Menschen in längst vergangenen Zeiten. Maultrommeln spielen auf, ein Rucksack trägt die Spuren der Reise. Lebenspläne werden von der Geschichte gekürzt und neu evaluiert, Spielzeug wird zum überlebensnotwendigen Fetisch. Dinge, die nicht so gewesen sein mögen, aber in der Erzählung von ihnen, in der Vorstellung, eben doch so etwas hervorzaubern wie Momente des Lebens der Personen, die mit ihnen umgegangen sind.

Hinter der Phantasie über Objekte verbirgt sich nicht die Lust an der Bemächtigung, der Quasi-Aneignung des Dings durch die Neu-Benennung oder Interpretation – der Antrieb des Schreibens erwächst aus Respekt. Es ist der Respekt des Spiels. »Der Mensch«, sagt Schiller, »ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.« Und in keinem Fall spielt der Mensch so sehr, pokert er so hoch wie beim Schreiben von Geschichten, von Poesie. Gerade da, wo das kaum fassliche Material der Worte den Laderaum für den Transport phantastischer Objektbeziehungen bietet, beginnt der scheinbar so fest umrissene Gegenstand des Schreibens – sein Objekt – zu oszillieren. Das Ding, der Gegenstand, gerät durch den Schreibakt in eine kontrastreiche Spannung zu den Vorstellungen, die wir uns vorher von ihm gemacht haben. Hat Goethes Reisekutsche in Plastik – geradezu eine Chiffre des Kunstwerks im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit – wirklich den Zweiten Weltkrieg überlebt? Gibt es irgendwo auf der Welt in einer unentdeckten Kultur Bleistiftverlängererbarbiebarbecuepartys oder wird es sie in absehbarer Zukunft geben? Klingen die Lebenspläne, Listen, Briefe, Postkarten der Verstorbenen nicht so, wie auch wir klin-

gen, wenn wir, enttäuscht vom Leben und von der Liebe, dennoch weiter machen wollen? Selbst in der melancholischen Klage liegt ja eine sich neu an sich selbst berauschende Hoffnung, oder es versteckt sich wenigstens die Spur von leiser, lebendiger Ironie darin.

Ich hatte immer den Traum, ein Gedicht zu schreiben mit dem Titel: *Der Himmel der verlorenen Dinge*. Der Text sollte eine Art Paradies darstellen, ein metaphysisches Fundbüro. Denn so stellte ich mir das perfekte Gedicht vor: als einen Ort, an dem alles aufgehoben ist, das für Menschen einmal wichtig war. Und durch das Lesen würde es dann erneut zu etwas Wichtigem. Vielleicht, denke ich jetzt, ist das der Gedanke, der Menschen dazu bringt, überhaupt Dinge aufzuheben. Es ist der Traum der Archivare, mit dem Sammeln die Essenzen des Lebendigen aufzubewahren. Erinnerungsmusik, eine Notenschrift, die entziffert werden will.

»Schläft ein Lied in allen Dingen, / die da träumen fort und fort, / und die Welt hebt an zu singen, / triffst du nur das Zauberwort.« Joseph von Eichendorff zeichnet dieses Bild romantisch. Ein schöner Gedanke. Steckt in ihm doch auch eine Theorie des Ästhetischen: Erst, wenn jemand kommt und das Ausgestellte und Aufbewahrte betrachtet, es in die Hand nimmt, körperlich oder geistig, im übertragenen Sinne, erst dann beginnen die Dinge wieder ihren geheimnisvollen Zauber zu entfalten, erst dann gelingt es ihnen wieder etwas zu erzählen, wenn man ihnen selbst eine Sprache gibt.

Das Zauberwort ist also zu finden, ansonsten schlafen die Dinge nämlich einfach nur. Sie schlafen genau so, wie es in Joseph Brodskys langem Gedicht *Große Elegie für John Donne* heißt, wo die ganze Welt und all ihre Gegenstände

mit John Donne in einem großen, faszinierenden Schlaf vereint sind: »John Donne schlief ein. / Alles ringsum schlief ein. / Wand, Boden, Bettzeug, / Bilder schliefen ein ...«

Im vorliegenden Marbacher Magazin finden Sie Dinge, die durch Worte aufgeweckt worden sind. Dinge, die sich durch die Verse und Prosazeilen über sie noch einmal aufmachen in die Welt. Deren Spuren als einladende Texte aufs Papier geworfen worden sind, wie die Netze der Fischer.

Und dass das geschieht, das ist das große Wunder dieser kleinen Anthologie mit Texten über 25 exemplarische Objekte des Literaturmuseums der Moderne. Die Gedichte, Kurzsays, poetischen Notate und Geschichten sind im Rahmen der 2. Kulturakademie der Stiftung Kinderland Baden-Württemberg entstanden. 19 Schülerinnen und Schüler haben über Dinge und Objekte aus dem Literaturmuseum der Moderne geschrieben.

Begleitet wurden sie bei dieser Aufgabe von zwei Autoren, Silke Scheuermann und mir, Matthias Göritz.

Wenn Sie die Texte jetzt lesen, ohne vorher das Alter der Autoren zu kennen, dann – so vermute ich – werden Sie des Öfteren überrascht sein. Es sagt viel über uns als Leser aus, dass wir versuchen an Biografie und Lebensalter der Schreibenden irgendwelche Gedankenspiele festzumachen – genau wie es die meist jungen Autoren dieses Magazins tun, wenn sie über die Notwendigkeit des Abschneidens von Gedanken, eine Schere oder Ritualmaske phantasieren.

Wir sehen die Dinge anders, nachdem wir diesen Objektspuren gefolgt sind. Das klingt simpel, ist aber nicht weniger als das, was Literatur zum Ereignis macht: dass wir

lernen mit den Worten zu hören, zu riechen, zu schmecken und zu sehen.

Silke Scheuermann und ich durften die Kinder dabei unterstützen und miterleben, dass sie die Dinge nicht laut und unvorsichtig aufwecken – sie tun es behutsam, phantasievoll und mit Respekt. Mancher Wissenschaftler hat vergessen, wie das geht, mancher Bibliophile kann sich ein Beispiel daran nehmen. Es war eine laute, lustige und anregende Seminarwoche in Marbach – »die schönste Zeit im Leben« bisher, habe sein Junge gesagt, berichtete uns ein Vater. Man darf gewiss sein, dass die positive Konnotation, die das literarische Leben in der Biografie der Schülerinnen und Schüler einnimmt, mit dem Ort Marbach gedanklich immer ebenso verbunden sein wird wie mit dem Begriff der Stiftung Kinderland. Es sei der Baden-Württemberg Stiftung, die es den Mädchen und Jungen ermöglicht hat, die Glücksgefühle von jungen Schreibern in sich zu entdecken, auch von unserer Seite herzlich gedankt.

Danach, wenn die Mädchen und Jungen wieder fort sind, dürfen die Dinge wieder zurückfallen in ihren Schlaf. Wieder und wieder sollen sie neu geweckt werden.

1872 Huch. Vitrine 39, Boden 5

Mein Stoffpferd

Reite über weites Land
In der Winternacht
Mit den Zügeln in der Hand.
Stille Träume, Atem sacht.

Viele kalte Winternächte ...
Können Stoffpferdäugen sehen?
Ob es mir den Frühling brächte?
Kann mein Stoffpferd mich verstehen?

Glas und Wasser, Holz und Feder ...
Hat ein Stoffpferd auch Gedanken?
Und ein weiches Sattelleder,
Eingeprägte Rosenranken.

Stein und Wasser, Feuerholz,
Eine lange Reise.
Sitze aufrecht, reite stolz,
Wind und Blätter flüstern leise.

Weiches Fell an meiner Wange,
Ritt so manche Strecke.
Schöne Zeiten, doch schon lange
Liegt mein Stoffpferd in der Ecke.

Jana Mathy (geb. 1.2.1997)

1901 Rilke. Vitrine 39, Boden 4

Mein kleiner Kobold oder Wie die Sonne wieder schien

Ich kann mich noch genau an diesen Tag erinnern, als es passierte. Es war ein Mittwoch und seit zwei Wochen hatte es ununterbrochen geregnet. Viele Pflanzen in meinem Garten waren schon ertrunken und ich wagte mich nicht mehr vor die Haustür, weil die Straßen schlammig und rutschig waren. Beinahe hatte ich mich an das Prasseln der Regentropfen auf den Dächern gewöhnt. Aber eben nur beinahe. So kam es, dass ich Tag und Nacht schrieb, um gegen die Langeweile anzukämpfen.

Ich saß also an meinem Schreibtisch, die Vorhänge waren zugezogen, damit ich die grauen Wolken und die dicken Regentropfen nicht sehen musste. Konzentriert schrieb ich gerade an einem Gedicht über den Sommer, sodass ich den kleinen Mann, der plötzlich neben mir stand, ziemlich spät bemerkte. Erschrocken ließ ich die Feder fallen und nahm die Brille ab, um das Kerlchen besser betrachten zu können. Es reichte mit dem Kopf kaum an meinen Schreibtisch, hatte einen korpulenten Körper und einen

lustigen roten Haarschopf mit einem langen Bart in gleicher Farbe, in den dünne Zöpfchen geflochten waren.

»Entschuldigen Sie«, sagte ich höflich, obwohl mir der Schreck durchaus noch in den Gliedern saß. »Wer sind Sie?«

Das Kerlchen wandte sich von meinem Gedicht ab und musterte mich von oben bis unten ganz genau.

»Genau so habe ich mir Sie vorgestellt«, meinte es zufrieden. »Mein Name ist Xandolon Lyriklieber.« Er deutete eine Verbeugung an.

»Freut mich, Herr Lyriklieber«, sagte ich. »Ich heiße ...«

»Oh, ich weiß, wie Sie heißen, lieber Herr Rilke«, rief es eifrig. »Und ich bin ein großer Verehrer Ihrer Werke. Wenn nicht sogar der allergrößte!«

Da wunderte ich mich natürlich. »Liest man denn meine Arbeiten dort, wo Sie herkommen?« »Na, hören Sie mal!«, stieß Herr Lyriklieber beleidigt hervor, »Fantasio ist schließlich nicht so weit entfernt! Genauer gesagt, liegt es eigentlich überall und nirgends. Es ist immer da, wo man es sehen kann, wenn Sie verstehen. Aber um auf Ihre Frage zurückzukommen: O ja, Sie haben viele Verehrer in Fantasio. Und ich bin der Größte, weshalb ich Sie auch besuche. Sie müssen wissen, dass ich ein Kobold bin«, sagte er stolz.

Sie verstehen sicher, dass ich da herzlich lachen musste.

»Ein Kobold? Soll das ein Scherz sein?«

Da war das Männchen schon wieder beleidigt. »Ja, ein Kobold, mein Herr! Und Sie glauben an mich, sonst könnten Sie einen Fantasio-Bewohner wie mich gar nicht sehen. Jawohl!«

Während Herr Lyriklieber sprach, war er immer röter im Gesicht geworden.

»Schon gut«, sagte ich beruhigend, weil ich Angst um sein Herzchen hatte. »Also sind Sie ein Kobold.«

Er atmete tief durch und sein Gesicht nahm wieder eine normale Farbe an. »Exakt. Und Sie haben großes Glück, dass ich Ihre Lyrik liebe«, sagte Herr Lyriklieber. »Denn so kommen wir ins Geschäft.«

»Ins Geschäft?« »Exakt. Und es wird so ablaufen: Wenn ich eine Unterschrift und ein Foto von Ihnen bekomme, haben Sie einen Wunsch frei«, erklärte er ernst.

Für mich hörte sich das nach einem guten Vorschlag an.

»Gerne«, stimmte ich zu. Also schrieb ich auf ein leeres Blatt Papier fein säuberlich meinen Namen. Als ich es ihm gab, strahlte er über das ganze pausbäckige Gesicht, drückte das Blatt an seine Brust und rief: »Oh, vielen Dank! Und jetzt das Foto!«

Also holte ich unseren klobigen Fotoapparat und stellte ihn vor meinem Schreibtisch auf. Ich ließ mich auf meinem Schreibtischstuhl nieder. Die Brille in der Hand und ein Bein über die Armstütze gelegt, saß ich da und lächelte freundlich in die Linse.

»So geht das nicht!«, quengelte Herr Lyriklieber. »So wirken Sie dummlich wie ein Schaf! Machen Sie ein professionelles Gesicht!« Tja, einem Herrn wie Herrn Lyriklieber widersprach man nicht, also ließ ich mein gestelltes Lächeln erlöschen und zog eine ernste Miene. [...]

Bis heute weiß ich nicht, ob das Ganze wirklich passiert ist. Das Foto habe ich noch, allerdings bin nur ich darauf zu sehen. Aber das kann auch daran liegen, dass der Herr Lyriklieber ein Kobold ist. Ich habe mal gelesen, dass Kobolde auf irdischen Fotos nicht zu sehen sind.

Saskia Dauth (geb. 25.3.1997)

1909 Loewenson. Vitrine 38, Boden 3

Planlos

Er sitzt am Schreibtisch und lässt die Hand mit dem Füller sinken.

Im Fenster über der Tischplatte nimmt er nicht die Welt wahr, aber er sieht sein Gesicht. Er sieht, dass er die Stirn runzelt. Denn gerade noch, vor einer Minute, ist ihm so gewesen, denkt Erwin Loewenson, als dränge es ihn, einen Gedanken aufzuschreiben. Ihn festzuhalten.

Deshalb war er aufgestanden und ein Gelenk hatte geknackt und für einen kurzen Moment hatte er ans Alter gedacht, sich aber sofort dabei ertappt und sich gesagt: »Ich bin nicht alt, ich bin erst 73.« (Vielleicht hatte er diese Worte auch laut ausgesprochen), jedenfalls war ihm an dieser Stelle jener Gedanke wiedergekommen, den er aufzuschreiben beabsichtigt hatte, er hatte sich am Schreibtisch niedergelassen und den Füller aufs Blatt gesetzt. Um den Gedanken aufzuschreiben. Festzuhalten. Denn er war ihm wichtig, möglicherweise auch bedeutend, vorgekommen.

Da war er ihm zwischen den Fingern ent schlüpft. Jetzt sitzt er am Schreibtisch und versucht, sich zu erinnern. Als der Muezzin zum Mittagsgebet ruft, kehrt der Gedanke plötzlich zurück. Er steht auf und holt das Tagebuch vom Nachttisch neben dem Bett, plötzlich ist das Bedürfnis, den Gedanken aufzuschreiben, verschwunden. Im Tagebuch liegen zwei lose Blätter, ein viereckiges, breites und ein schmaleres. Beide sind beschrieben mit spitzeckigen Wörtern in schwarzer Tinte. Mal eng beisammen, mal von fingerbreiter Leere getrennt, haben sie Wurzeln geschlagen im alten Papier, dessen Ränder vergilbt sind. Er liest beide Blätter, von denen das breite eine Sammlung mehrerer Ideen zu sein scheint, die alle das »Pathos« gemeinsam haben. Denn »Pathos« steht da immer wieder, in Gesellschaft ergänzender Wörter und mehrmals allein. Immer wieder scheint dem Verfasser dieses Wort in den Sinn gekommen zu sein. Oder er wollte es betonen und hat es deshalb so häufig wiederholt.

Erwin Loewenson erinnert sich ans Jahr 1909 und sieht den schwächtigen Georg Heym und seinen Jugendfreund Jakob wieder vor sich, mit denen er jenen »Neupathetischen Club« gegründet hatte, der radikal den Expressionismus in der Literatur vertreten sollte. Er schaut durch das Fenster nach draußen, und während sich sein Blick über den Blockhäusern aus hellem Meereskalk, über Tel Aviv verliert, spürt er plötzlich die Inspiration von damals neu in sich aufkeimen, weil die letzten Jahre, die ihm unmerklich abhanden gekommen waren, wieder gegenwärtig werden. Er entdeckt die Entschlossenheit von früher wieder. Seine Augen wandern über die Notizen, streicheln sie mit vorsichtigen Blicken, die noch von Hemmungen zurückgehalten werden. Ein Name sticht hervor,

er ist eingerahmt von einem Viereck und flankiert von einer seltsamen Tintenzeichnung, Schnüre aus blau-schwarzer Tinte, die in ungleichmäßigen Windungen einander zu fassen versuchen. ›Golo Gangi‹ lautet dieser Name. »Mein zweiter Name«, erinnert er sich, »mein Pseudonym«.

Dieses Blatt hält Notizen aus seiner Jugend fest. Damals war er entschlossen und von den zahllosen Möglichkeiten dieser Welt inspiriert gewesen, er hatte das Pathos neu erfinden wollen ... Und jetzt? Was war aus ihm geworden? Er sieht sich in dem Zimmer mit den nackten Wänden, den Neonleuchten und dem mottenzerfressenen Bett um.

Das zweite Blatt wird von Erwin Loewensons feurigem Blick verschlungen. »Lebens-Plan«, liest er zischend sich selbst vor, »1. Geld: via litterarum.; 2. Doctor philosophiae; 3. Geld: via litterarum« (dieser Punkt scheint ihm in jungen Jahren besonders wichtig gewesen zu sein), »4. stud. med. Dr. med.; 5. Dozent in Philosophie und Medizin; 6. 103 Jahre alt: Tod; 7. Letztes Wort: wird nicht vorhergesagt.«

Nacheinander hakt er jetzt die Punkte ab: »Geld: hab ich nicht; Doktor: bin ich nicht; Studiert: konnte ich nicht; Dozent: ging nicht mehr; 103 Jahre alt: keine Lust mehr.«

Als er all diese Dinge laut ausgesprochen hat, ist er seltsamerweise auf einmal zufrieden. Er ruft pathetisch aus: »Letzte Worte: weiß ich nicht!«

Dann legt er sich schlafen.

Johannes Rohwer (geb. 1.7.1996)

1911 Kafka. Vitrine 38, Boden 4

Es gibt Dinge, bei denen man nicht auf Anhieb versteht, warum sie archiviert werden, Dinge, deren Echtheit nicht bestätigt ist. Kafkas Gabel ist genau ein solches Ding. Vermutlich habe Kafka diese Gabel beim Kartenspiel an einen Kutscher verloren. Aber wenn doch nur ›vermutlich‹, kann sie dann wirklich als Lebensdokument Kafkas ein Zeugnis seines Lebens sein?

Lassen wir uns auf das Gedankenspiel ein und nehmen an, es sei Kafkas Gabel: Wenn Kafka diese Gabel bei einer Reise als Spieleinsatz verloren hat, dann müssen wir davon ausgehen, dass Kafka – zumindest manchmal – mit seinem eigenen Besteck gereist ist. Weil er es gewohnt war, nur von Silberbesteck zu speisen? Weil er Angst hatte, an verunreinigtem Besteck zu erkranken? Da die hygienischen Verhältnisse in den Gasthöfen oftmals nicht die besten waren, läge diese Vermutung nahe. Weil er sich davor ekelte, das selbe Besteck zu benutzen wie ein ihm völlig Fremder, oder schlicht, weil er seine eigene Gabel gewohnt war? Manchmal hat man für sich selbst ein Lieblingsstück – das kann auch eine Gabel sein – gefunden. Dann kennt man die Länge der Zinken, weiß, wie die Ga-

bel in der Hand liegt, wie viel sie wiegt und wie sie sich anfühlt. So kann die Gabel ein vertrautes Objekt in einer völlig fremden Umgebung werden. Merkwürdig – ein Kopfkissen oder ein Glücksbringer wäre naheliegender.

An der sonst so gewöhnlichen Silbergabel fällt einzig die Gravur »F. Kafka« auf. Eine Gravur ist natürlich keine Unterschrift – jeder kann sie anfertigen lassen –, weshalb eine Gravur auch die Echtheit nicht bestätigen kann. Das Besondere ist folglich nicht, dass es eine Gravur gibt, sondern dass der Schriftzug von Kratzspuren überdeckt ist. So als hätte jemand versucht, die Gravur zu zerstören, den Namen auszumerzen, Kafkas Gabel in den Stand einer ganz normalen Gabel zurückzusetzen. Was bedeuten würde, dass das, was uns heute die Gabel so wertvoll macht, vielleicht einmal einen Makel, einen Fehler, eine Minderung des Wertes bedeutete. Gabel und durchgestrichene Gravur legen als Lebensdokument Zeugnis ab von einem Leben bzw. Lebensabschnitt oder eben auch von einer einzelnen Situation. Sie erzählen von der Begegnung zweier Fremder, die sich die Zeit damit vertreiben, Karten zu spielen. Weshalb eine Gabel als Spieleinsatz verwendet wurde und nicht Münzgeld, davon kann sie uns nicht berichten. Man kann davon ausgehen, dass der Kutscher die Gabel nicht deswegen als Spieleinsatz akzeptiert hat, weil sie die Gabel eines Schriftstellers war – wahrscheinlich wusste er gar nichts von Kafkas Schriftsteller-Existenz, die kaum einem seiner Zeitgenossen bekannt war. Vielmehr hat den Kutscher wohl der materielle Wert überzeugt, sonst hätte er wohl kaum den Versuch unternommen, die Gravur auszustreichen.

Wenn ein Schriftsteller mit solcher Intensität durchstreicht, setzt er ein deutliches Zeichen. Das Geschriebene

gilt nicht mehr, das Gedachte wird zerstört, die Ideen werden verworfen. Kafka selbst streicht anders. Er merzt nicht aus, bei ihm bleibt das Gestrichene als Versuch sichtbar. An dessen Stelle rückt die Verbesserung, die eine Zuspitzung, eine Pointierung bedeutet. Kafkas Streichungen sind punktuelle Verbesserungen und nur selten wird ein ganzer Satz geändert. Es wirkt fast so, als lege sich Kafka die Sprache vor und spieße dann einzelne Formulierungen mit der Gabel auf.

Magdalena Hack (Volontärin im Museum des DLA)

1918 Tucholsky. Vitrine 37, Boden 1

Liebste Mary,

hier ist es trüb, die Wolken hängen tief am Himmel und die Sonne hat sich noch kein einziges Mal blicken lassen. So geht es auch mir: Meine Bücher verkaufen sich schlechter denn je. Außerdem habe ich mir einen starken Schnupfen geholt. Ein Mann von der Polizei war hier und drohte mich festzunehmen, weil ich einen Parteivorsitzenden angeblich mit höchster Unverschämtheit beleidigt habe. Sie wollen, dass ich aufhöre, die Politik und Gesellschaft zu kritisieren, und mich stattdessen anderer Literatur widme. Doch die Menschen müssen aufgeklärt werden! Sie sollen über die gesellschaftlichen Missstände Bescheid wissen! Sie müssen meine Meinung erfahren! Deshalb darf ich nicht aufhören zu schreiben. Darf mich nicht der albernen und stumpfsinnigen Unterhaltungsliteratur widmen. Wo kommen wir denn hin, wenn jeder nur zweitklassige Liebesromane oder Kriminalgeschichten schreibt? Nein, ich werde weiter kämpfen und weiter Bücher gegen den Krieg und die machtbesessene Dumpfheit der herrschenden Klasse schreiben.

Und deshalb, meine liebe Mary, schicke ich dir dieses Fähnchen zur Aufbewahrung. Ich bastelte es gestern Nacht bei Kerzenschein. Ich habe mir Mühe gegeben, doch an deine Schneider- und Bastelkünste komme ich nicht heran. Meine Finger sind für so etwas nicht geeignet, sie können nur schreiben. Deshalb ist es nicht optimal geworden, doch es erfüllt seinen Zweck. All die Kapitulationspläne, all die Vorstellungen und Hoffnungen, die ich mit dem Aufgeben verbinde, habe ich einfließen lassen, damit sie mir ja nicht noch einmal in den Sinn kommen. Denn sosehr ich mich dagegen wehre: Die Vorstellung, mit dir friedlich zusammenzuleben und mich nicht mehr um die aktuellen politischen und grausamen Geschehnisse kümmern zu müssen, ist sehr verlockend und spukt mir immer wieder im Kopf umher. Doch ich darf ihr nicht nachgeben und meine Überzeugung verlieren. So bitte ich Dich, diese Fahne gut zu aufzubewahren und niemals die Gedanken freizulassen, die in ihr wohnen.

In Liebe
Kurt

Sarah Tholl (geb. 28.3.1997)

1924 Hofmannsthal. Vitrine 37, Boden 5

Hofmannsthal's unschuldige Hände

Wer interessiert sich für Hände?

Lackierte Fingernägel, kleine, glatte, helle Hände,
geschmückt mit Ringen und Armreifen,
Hände einer Verkäuferin.

»Give me five!«

Raue Hände, sonnengebräunt, mit viel Hornhaut und
Pflastern,
Hände eines Bauarbeiters.

Mit Tinte befleckt,
Handflächen bekritzelt mit den Formeln, die wir niemals
auswendig wussten,
Hände, die heute in der Matheklausur als Spickzettel die-
nen,
Hände meiner Mitschüler.

Hände sind ja schön und gut ...

Versteht mich nicht falsch, aber Hofmannsthals Hände
sehen schon verdächtig gewöhnlich aus.

Hochnäsiger übereinander gelegt, Hände, die nicht viel aus-
sagen,
Nicht mal Schrammen oder Flecken haben.
Ich würde gern wissen, wieso man gerade seine Hände so
liebte.

Dabei sind es nicht die Hände, die interessieren sollten,
sondern
das mysteriös gefaltete Papier in seiner Rechten ...

*Ich höre auf zu suchen
Die Wellen des tosenden Meeres beruhigen sich
Tropfen schmelzenden Schnees
ein sanftes Blau*

*Ein Vogel fliegt vorbei
warmes Rot*

*Ein Lächeln
die Wolkendecke bricht auf*

Ich finde

Sander Prautzsch (geb. 30.8.1997)

1924 Wassermann. Vitrine 36, Boden 4

Zungenbrecher

Es war einmal ein Mädchen, das Penelope hieß. Die 5-jährige spielte gerne mit Barbies. Sie mochte sie alle sehr gerne. Doch am liebsten hatte sie ein Exemplar, das grüne Haare hatte und einen matt-golden schimmernden Bleistiftverlängerer in der Hand hielt. Sie nannte sie nur Bleistiftverlängererbarbie. Diese Barbie war wegen ihrer Schönheit berühmt in ihrer Nachbarschaft. Die kleine grüne Puppe war in aller Munde: »Hast du schon von Penelopes Bleistiftverlängererbarbie gehört?« Sie wurde so berühmt, dass sogar ein Tag im Jahr nach ihr benannt wurde: Am 27. Juni feiert man seither die Penelopes Bleistiftverlängererbarbieparty. Doch was für ein Fest sollte es werden? Nach einer Volksabstimmung entschied man, eine Grillparty zu veranstalten. Die Penelopes Bleistiftverlängererbarbiebarbecueparty. Natürlich musste auch für Getränke gesorgt werden: So spezialisierte sich eine Firma darauf, die Bars für die Party zu organisieren. Am 25. Juni, zwei Tage vor der großen Grillparty, verkündete der Chef der Firma stolz den neuen Name: Penelopes

Bleistiftverlängererbarbiebarbecuepartybarausrüster. Es wurden wundervolle Feste und alle Konkurrenten von Penelopes Bleistiftverlängererbarbiebarbecuepartybarausrüster wurden nur noch verächtlich Penelopes Bleistiftverlängererbarbiebarbecuepartybarausrüsterbanausen genannt und aus dem Land gejagt.

Gedicht

Wenn du schreibst, dann mit dem vergänglichen Bleistift;
 und ich schimmerte matt.
 Dann, der Stift war zu kurz, nahmst du mich;
 wie einen Gehilfen auf hoher See;
 wie ein Trunk, der dein Leben verlängert;
 wie ein Joker im Krieg gegen die Armut.
 Einfach da, wenn du mich brauchst;
 viele Werke durch mich aus deiner Hand;
 wie ein Getränk für den Durstigen;
 wie ein Stück Brot für den Hungrigen;
 wie ein Stiftverlängerer für den passionierten Schreiber.
 Und während du lachst;
 schimmere ich nur und lache mit.

Bericht (Ausschnitt)

Man kann an Schreibwerkzeugen Lebensart, Einstellung und Vermögen des Verfassers erkennen. So auch an Wassermanns Beispiel: arme Lebensart bzw. aus armen Verhältnissen, Folge: zwangsläufig längerer Gebrauch der Schreibmaterialien. So haben andere, wohlhabendere

Autoren nach unserem Wissen ohne Stiftverlängerer bzw. mit wertvolleren Schreibmaterialien gearbeitet. Diese Schreibutensilien sind fast ein Spiegel oder ein Abbild des Verfassers.

Janik Lauterjung (geb. 11.1.1998)

1935 Stifter. Vitrine 35, Boden 3

Das Bildnis

Die Erinnerung drängte sich wieder auf. Stifters Gesicht vor ihrem, seine Augen, als sie ihn verließ. Er hatte sie gefragt, warum, ganz ernst – und es nicht gewusst. Doch statt ihm zu antworten, kokett und geheimnisvoll, hatte sie ihn nur ungläubig angeschaut und war dann gegangen. Fort. Und nun, fast fünf Jahre später, heiratete er diese Amalie Mohaupt. Sie wollte Amalie sehen, wollte sich einreden, dass Stifter und sie nicht zusammenpassten und er sie kein bisschen liebte. Sie wollte ihr gemeinsames Haus sehen, in dem sie vielleicht gewohnt hätten, wäre es anders gekommen. Doch vor allem wollte sie ein letztes Mal den Schmerz fühlen, bevor sie sich vollkommen von ihm abwand – und sein Brief war ihr größtes Hindernis. »An Fräulein Fanny Greipl. Von A. Stifter. 4.9.1850. Liebe Fanny, warum sagtest du nichts? Ich hätte dich verstanden. Doch nun bist fort, still, wortlos. Ich halte dich nicht ... A. Stifter.« So wenig Worte. So viel Bedeutung. Er ließ sie nicht gehen, das wusste er selbst. Dieser Brief band sie, weil sie ihn nicht ignorieren konnte. Doch sie würde nicht

zulassen, dass er dadurch Kontrolle über sie behielt. Sie würde den Brief gemeinsam mit den Erinnerungen im Fluss versenken. Sofort. Nun, nicht ganz sofort – erst nachdem sie das Haus der beiden gesehen hatte. Von ihrem Onkel hatte sie die Adresse erfahren, ohne ihn danach gefragt zu haben. Vielen Dank.

Das Haus war eines dieser vornehmen, jedoch etwas heruntergekommenen Bauten. Der Garten war klein und gepflegt, die Pforte konnte man mit einem Messingknäuf öffnen. Sie schritt näher heran, wollte einen Blick durch die Fenster erhaschen. Was sie sehen wollte, wusste sie nicht. Plötzlich war etwas Rechteckiges unter ihrem linken Fuß. Sie trat zurück, bückte sich, hob den Gegenstand auf – und ließ ihn wieder fallen. Stifters Bildnis, eingefasst in einen kleinen Rahmen, jetzt etwas dreckig von der Erde an ihren Schuhen. Für den Bruchteil eines Moments spielte sie mit dem Gedanken, das Bild einzustecken. Dann schüttelte sie langsam den Kopf, wusste, dass sie es nicht durfte, weil der Schmerz sonst wiederkam. Dennoch: Sie kniete sich nieder, betrachtete sein Bild, drehte es um. Las den Namen auf der Rückseite des kleinen Porträts: Amalie Mohaupt. Stifters Bildnis gehörte Amalie. Stifter gehörte Amalie. Ein kleiner Schluchzer entglitt ihr, bevor sie ihn zurückhalten konnte. Die Tränen folgten mit leichter Verspätung. Dann, auf einmal: Die Haustür öffnete sich einen Spalt breit, eine hohe Stimme quetschte sich hindurch. »Hallo, ist da wer? Hallo?« Das genügte. Sie wollte Amalie nicht mehr sehen, sie hatte von ihr die Vorstellung einer unangenehmen, unschönen Frau, die sie um des Friedens willen nicht zerstören wollte – nicht, dass sie noch hübsch wäre. Das Bild von Stifter schob sie noch unter der Pforte

hindurch, dann schlich sie lautlos davon. »Hallo?« Die Stimme verblasste, die Tür schlug zu. Beim Fluss faltete sie ein Boot aus Stifters Brief und ließ es treiben. Doch die Erinnerung, das hatte sie begriffen, würde der Fluss nicht mitnehmen.

Michelle Hildebrandt (geb. 22.12.1996)

1944 Kaléko. Vitrine 35, Boden 5

19. November 1938

Liebe Mama,

Wir sind gestern Abend in New York angekommen, einer schönen Stadt. Doch leider wohnen wir in einer kleinen Wohnung, die in einer dunklen, stinkenden Seitenstraße mit vielen Feuertreppen liegt. In der Wohnung ist es kalt, es gibt keine Möbel, wir müssen auf dem Boden schlafen, unsere Bettdecken haben Löcher und waren völlig verstaubt. Uns geht es bis jetzt noch gut. Und wie geht es dir? Chemjo sucht zurzeit eine Arbeitsstelle und Evjatar spielt mit den anderen Kindern. Findest du es nicht wundervoll, dass er sich mit den Kindern hier versteht, obwohl er kein Amerikanisch spricht? Morgen gehen Chemjo und ich zum Asyl- und Einwandereramt und stellen den Antrag, um hier bleiben zu dürfen. O Mama, wie sehr hoffe ich, dass man uns annimmt! Seit gestern weine ich ununterbrochen und bete zu Gott, dass man uns nicht wegschickt. Es wäre für mich ein Stich ins Herz, wenn man unseren Antrag ablehnt. Ich bitte dich, wünsch uns Glück und bete

für uns, ich zittere schon am ganzen Körper. Hier wird es sehr schwer für uns werden, denn die Sprache wird nicht mehr die sein, die sie für uns einmal war. Aus ›Land‹ wird ›land‹ (ausgesprochen: läääänd!) und aus ›Heimat‹ wird ›Homeland‹. Wenn alles gut läuft, schreibe ich dir wieder. Grüß Lea und sag ihr, dass ich sie vermisse. Natürlich vermisse ich dich auch, Mama. Gib Lea einen Kuss von mir. Vergiss uns nicht.

Deine Mascha

Zilhan Alhan (geb. 23.1.1997)

1947 Fischer, Vitrine 35, 2. Boden

Sie lag, säuberlich gerade, auf dem Mahagoni-Schreibtisch, der vorne links zwei Einkerbungen hatte, als hätte jemand mit dem Messer ein Maß markieren wollen: die Länge eines Zeigefingers – exakt ein Viertel der Länge, die sie hatte, drei Viertel ihrer Breite und das Doppelte ihrer Höhe. Huck hob ihren weichen ledernen Deckel an, der sogleich durchhing, worauf er ihn rasch umklappte. Auf der ersten Seite, die der Deckel freigab, maß sein Blick wieder den Zeigefinger ab: sechs Felder, jedes so breit wie dieser und zwei Drittel von ihm hoch. Darauf drei Bilderpaare, ein Foto und sein Negativ. Nichts als unscharfe Gesichter. Darunter jeweils die Reime: *Miller* und *Killer*, *Ford* und *Mord*, *Finn* und *Sinn*.

Emmeline – die tote Emmeline, der dieses *scrapbook* mit seinen selbstklebenden Bögen und gut proportionierten Seitenlayouts gehörte, dieses Reste-Sammelbuch, zugeschnitten auf das menschliche Maß, eine patentierte Erfindung des Schriftstellers Mark Twain – sammelte darin die Fotos und Namen von Gestorbenen. Emmeline fand auf alles einen Reim, wenn es nur traurig war, nur auf den letzten Namen nicht, mit dem die Bilderbögen aufhörten:

Whistler. Huck hatte gehört, dass Emmeline aus Verzweiflung darüber dann auch gestorben war. Er wusste nicht, ob er froh sein sollte oder nicht, dass sie auf seinen eigenen Nachnamen leicht einen Reim gefunden hatte, der nicht einmal besonders traurig klang: *Sinn*.

Obwohl. Je länger er darüber nachdachte, so war das doch ein sehr ernstes Wort und vielleicht auch wieder, heimtückisch, ein trauriges. *Sinn* und *Sinnieren*. Das Gegenteil von dem, was er sich erträumte: ein abenteuerliches Leben, in dem jeder Augenblick erfüllt war vom Zauber dessen, was man gerade sah und tat. Nur nicht nachdenken, nur kein Zweck und Ziel erreichen wollen, wo der Weg so schön war, wenn man ihn nicht mit dem Zeigefinger vermaß. Huck träumte von einer Welt, in der man die Fünf gerade sein lassen konnte und der zupackende Daumen so gut war wie der lehrerhafte Zeigefinger.

Er beschloss, um weg zu kommen von dem Mahagoni-Schreibtisch mit seinen Einkerbungen vorne links und auch der toten Emmeline eine Freiheit zu schenken, die sie nicht gekannt hatte, die Schnürung der Mappe aufzubinden, die Bögen herauszunehmen und sie lose über den Tisch zu werfen. Kein Blatt blieb auf dem anderen. Die Mappe, die er zusammenrollen konnte, so weich war das Leder, nahm er an diesem Herbsttag 1884 mit auf seine Abenteuer.

56 Jahre später, am 22. November 1940, hat sie der Schriftsteller Thomas Mann, im Herbst 1884 gerade einmal neun Jahre alt, am Bahnhof von San Francisco an einem Bücherstand entdeckt. Er war unterwegs nach Sacramento, wo er sie, adressiert an seinen Verleger Gottfried Bermann Fischer, nach New York aufgab. Er wusste, dass dieser, seiner Umgebung voller Bücher zum Trotz, in de-

nen jede Seite und jedes Wort den ihnen zugemessenen Platz einnahmen, Briefe und Zeitungsausschnitte gern unsortiert aufbewahrte. Einige Jahre danach fand er, als er sich bei einem Besuch zum Rauchen zurückzog und die Mappe auf der Couch liegen sah, achtlos halb unter ein Kissen geschoben, in ihr das Festprogramm zu seinem eigenen 70. Geburtstag, den der Verlag am 6. Juni 1945 in Stockholm gefeiert hatte. Es überkam ihn eine lausbübi-sche Lust. Er wickelte das Faltblatt in einen Artikel über gute Erziehung ein und legte das Paket ganz nach hinten. Ein Geschenk im Geschenk. Von Mann zu Mann. Die Mappe schob er vollständig unter das Kissen. Gerade, damit sie nicht mehr hervorschaute und der Hausherr sie nur durch einen Zufall wiederfinden konnte. Vielleicht würde diesem auffallen, dass im Durcheinander etwas durcheinander geraten war und eine heimliche Symmetrie die Mappe bestimmte. Vielleicht auch nicht. Umso zauberhafter war die Wirkung.

Heike Gfreireis (Leiterin der Museen im DLA)

1947 Goll. Vitrine 35, Boden 3

Die Visitenkarten der Claire Goll

Grazile Worte auf uns
vieldeutig
doch nie von Bedeutung gewesen
Ungebraucht
obwohl sie benutzt wirken
Nutzlos aufbewahrt
immer die Hoffnung in sich tragend
bis es nicht länger nötig war
bis wir austauschbar waren
da unser Inhalt veraltete
während wir bloß alterten
unsere Druckerschwärze verblasste
unsere Haut vergilbte

Nun tragen wir nur noch
die unsichtbare Spur einer Geschichte auf uns
Damals war sie sichtbar
doch wer hätte sie lesen sollen
Sie

Immer wieder sie
Gelegentlich er
Aber das war unbedeutend
Wir erreichten niemals unsere eigentliche Bestimmung
Personen
die uns erkannten
uns verstanden

Auf unseren Rücken trugen wir das Eigentliche
in Claires Sprachen
Ihr vertraut
doch dem Ort
an dem wir uns befanden
fremd

Wir konnten alles erzählen
was wir wussten
doch das war damals nichts
Erst jetzt
wo es unsichtbar ist
hat es wieder Bedeutung
Doch da sie schweigt
schweigen auch wir

Die Geschichte bleibt unerzählt
für immer verschlüsselt
Selbst gelöst
kann sie alles sein oder nichts

Es kommt ganz darauf an
woher du kommst
oder wer du bist

Deine Entscheidung
Unser Schweigen

Kaya Herkersdorf (geb. 22.6.1996)

1950 Schnabel. Vitrine 34, Boden 2

»12« Seit acht Minuten in der Luft. Habe guten Platz«, schreibt der Rundfunkdramaturg und Schriftsteller Ernst Schnabel am 21. August 1950 mit unruhiger Hand auf die erste Seite seines kleinen Schreibhefts, »13« Es ist sonnentaubig in der Luft«. Vom ersten Augenblick seiner Reise an, die ihn in nur 15 Tagen von Hamburg über Madrid und Lissabon nach Paris und wieder zurückführt, ist das Tagebuch sein treuer Begleiter. In dessen Innerem bewahrt er unzählige Andenken an seine Reise auf: Flugtickets, Geldscheine, Postkarten und Fotos, Hotelprospekte, einen Busfahrplan und ein Heiligenbildchen. Sogar ein Leporello mit Bildern vom Stierkampf in Madrid findet sich darin. Wie bei einem Reisekoffer, dem man den zurückgelegten Weg noch Jahre später von außen ansehen soll, ist der Einband mit bunten Logos von Fluglinien aus aller Welt beklebt. Sie speichern das Erlebte auf einen Blick, lassen es wahr und erzählbar werden.

Das Heft ist aber nicht nur bis zum Überquellen mit Mitbringseln gefüllt, mit denen sich Geschichten erzählen lassen, sondern vor allem mit schnell zu Papier gebrachten Eindrücken. Schon im Flugzeug strömen sie fast im

Minutentakt auf ihn ein: »15^e Wir kreuzen den Rhein [...] 16^e Über den Vogesen. Dichte Waldpartien über den Bergen, die wie eine Kristalloberfläche unter dem Mikroskop aussehen [...] 16^e Pardon, ich weiß nicht ganz, wo wir sind [...] 16^e He! Richtige Hohe Berge mit waldfreien Riesengebirgskuppen [...] 17^e der Mont Blanc [...] 17^e Was für ein tolles Glück!«

Ernst Schnabel, der schon bevor er mit dem Schreiben anfing, die Welt als Seemann bereiste, lässt sich mit allen Sinnen – vor allem aber mit Augen, Ohren und dem Bleistift – auf den neuen Blick von oben, aus dem Fenster des Flugzeugs, ein: Großes wird aus der Vogelperspektive betrachtet winzig klein und Alltägliches bedeutsam, wenn nicht gar lebenswichtig: »20^e Wir gehen tiefer. Ohrendruck. S.gurte. No smoking. Voraus wenige Lichter, dafür schwärzeste Gewittersuppe mit wilden Blitzen.« Nicht nur Nähe und Ferne verwandeln sich über den Wolken in relative Lebensgrößen, auch das Gefühl für die Zeit gerät ins Wanken. Ohne die Beschleunigung am eigenen Körper zu spüren, werden die Landschafts- und Ländergrenzen in Windeseile überquert. »20^e Das Flugzeug steht Kopf [...] 20^e MADRID«.

Alles festhalten zu wollen, die Intensität des Augenblicks, das rasante Tempo, Geräusche, Gerüche und das Gefühl, ein Teleskop auf die Erde richten zu können und sie wie einen fernen Stern zu betrachten – das interessiert Schnabel auch, weil er aus seinen Notizen Radio-Features entwickelt. In einer Zeit, in der man den O-Ton der Städte und Länder noch mit Worten beschreiben muss, gehört er zu den Pionieren der akustischen Reportage. Nur ein Jahr nach seiner Reise durch Spanien, Portugal und Frankreich umfliegt er als erster Deutscher nach dem Krieg in neun-

einhalb Tagen die ganze Welt und sendet sie als »Interview mit einem Stern« im Hörfunk. Wieder wird er ein Reisetagebuch bei sich getragen haben, in dem – wie bei dem ausgestellten – sein Wunsch zu Papier gebracht ist: »Sich das Leben – und über das Leben lustig machen«.

Ellen Strittmatter (Wissenschaftliche Mitarbeiterin der Museen im DLA)

1956 Klages. Vitrine 34, Boden 4

Black story: Ein Revolver, ein Spiel und zwei Leichen

Ironisch 1 (gelb)

Es passierte, als er 20 war. Sein Vater, ein reicher Hamburger Bankier, starb an einem plötzlichen Herzinfarkt. Ein Herzinfarkt, so wie Herzinfarkte oft zu sein pflegen, der unwillkommene Tod, der zur Tür eintritt, ohne richtig geklopft zu haben. Als seine Mutter eines Nachmittags auf einen Kaffeeklatsch bei ihrer besten Freundin verabredet war, nahm er den Schlüssel des Hauses, aus dem er vor nicht allzu langer Zeit ausgezogen war, und stieg an der Haltestelle ›Sternschanze‹ im Schanzenviertel in die U-Bahn Richtung Blankenese. Mit Blankenese und dem Schanzenviertel verhielt es sich, ohne dass man übertrieb, so ähnlich wie mit Himmel und Hölle. Im Himmel wohnten gut betuchte Anwälte, Ärzte und sonstiges reiches Pack, das es zu verantworten hatte, dass das Elbufer an diesem Abschnitt mit einer Kulisse von terrassenförmig angeordneten funkelnd weißen Villen gespickt war. Im Schanzenviertel jedoch kam es in regelmäßigen und mitunter auch unregelmäßigen Abständen zu Krawallen der

radikal-antifaschistischen Sorte. In den Gebäuden, in denen es für nistende Tauben schon mindestens bedrohlich gewesen wäre, fristeten Studenten ihr gefährdetes Dasein hinter bröckelndem Putz.

Ernst 1 (rot)

Aber man sollte ja nicht schwafeln, es ist schließlich eine extrem gruselige Black Story: Sohn schließt Tür von Haus auf. Es ist gruselig verlassen. Geht zum Schreibtisch. Öffnet geheime Schublade seines Vaters. Findet Revolver in altem Portemonnaie und Geduldsspiel: »Die Quälgeister«.

Ironisch 2 (blau)

Er verließ das Haus ebenso still und leise, wie es sein Vater getan hatte. Er musste und wollte der Sache nachgehen. Und der Weg zur Wahrheit führte sicherlich weder über seine Mutter noch über die Polizei. Denn beide würden es unter sämtlichen Bedingungen verheimlichen, wenn Niklas nur die halbe oder noch nicht mal einen winzigen Teil der Wahrheit erfahren hatte. Er lief also durch die Blankeneser Straßen in der Hoffnung, niemandem zu begegnen, der ihm sein Beileid zuteilwerden ließ, denn von Beileid, besonders von Beileid der zusammen mit teurem Parfum geheuchelten Sorte, hatte Niklas mittlerweile mehr als genug.

Ernst 2 (weiß)

Sucht am Strand nach Hinweisen. Findet Metallkugel mit blutähnlichem Stoff.

Ironisch 3 (orange)

Doch so richtig sicher konnte er sich immer noch nicht sein. Er trat den Heimweg am Ufer an, mit dem unguenen Gefühl im Bauch, von aller Welt verarscht zu werden. Von seiner Mutter, der Polizei, der Kugel ... und nicht zuletzt seinem Vater.

Ernst 3 (grün)

Mutter ruft an. Will, dass er Bankchef wird. Findet währenddessen Abschiedsbrief von Vater in Geduldsspiel. Lügt und sagt, er wäre depressiv. Dürfe nicht arbeiten. Wird früh pensioniert. Muss alle anlügen. Wird wirklich depressiv. Bringt sich mit Revolver um.

Ironische Auflösung einer eigentlich ernsten Geschichte (bunt)

Leider ist es mit der Wahrheit doch oft komplizierter, als man annimmt; und so endet diese Geschichte auch nicht einfach so, wie man es vermuten würde: Sein Vater hatte zwar den Selbstmord geplant, war aber aus Versehen an den Abzug gekommen, als der Revolver sich noch im Portemonnaie befand. Der Revolver war glücklicherweise auf den Boden gerichtet und die Kugel blieb im Sand stecken. Der rüstige Bankier hatte sich allerdings so erschreckt, dass der Herzinfarkt eintrat, als Tod, der nicht anklopfte. Und das Blut – das kam von einer Marmeladenstulle, die kurz zuvor wohl einem kleinen Kind in den Sand gefallen war.

Lea Frauenknecht (geb. 8.4.1997)

1965 Kracauer. Vitrine 33, Boden 5

Die durchgestrichenen Namen

1.39 Uhr, nachts, London, White-Rose-St. 11

Seine aschgrauen Hände zitterten.

Er betrachtete den Zettel in seiner Handfläche.

Drei Spalten, Think of, buy und write.

Was zum Teufel hatte er sich dabei gedacht?

Er betrachtete die Namen, einer nach dem anderen war durchgestrichen.

Außer den vier Letzten. Die Buy-Spalte ließ er unbeachtet, sie war weitgehend unwichtig. Bei der Buy-Spalte handelte es sich bloß um einen ganz normalen Einkaufszettel. Zigaretten, Briefpapier.

Die Write-Spalte war auch nicht welterschütternd. Oder doch?

Es waren ebenfalls Namen. Er betrachtete wieder die vier letzten Namen der Think of-Spalte. Nicht durchgestrichen. Vielleicht hatte er noch eine Chance.

Er ging in den Flur, zog seinen Wachsmantel an, riss unwirsch den braunen Hut von einem Wandhaken. Dann trat

er hinaus, in den strömenden Regen. Der kleine Gartenweg schlängelte sich matschgrau durch die winzige Rasenfläche. Er betrat ihn, ging zum Gartentor, wechselte durch das schmiedeeiserne Türchen auf den Weg, der an der Straße entlangführte. Dann hastete er durch die nächtlichen Gassen Londons.

Der Regen tropfte ihm vom Hut auf die Schultern und weiter bis zu den Schuhen. Er ging etwas schneller, schnaufte und betrachtete wieder die Think of-Liste, eingeschweißt in Plastik und daher wetterfest. Ein Name lautete Eleonorija Vamojvice. Ein slawischer Name, vielleicht serbisch. Auf jeden Fall ein schöner Name.

Und diesen sollte der Andere nicht in die Schatulle sperren können.

Er bog in eine neue Gasse ein, die Häuser schraffiert und verschleiert hinter Nebel und Wasser.

Er wusste die Adresse von Eleonorija Vamojvice. Auch ein alter Herr kannte das Internet und das WWW, das World Wid Web. Praktische Angelegenheit, sowohl fürs Gute als auch fürs Schlechte.

Weitergehen. Eleonorija Vamojvice wohnte in der Silkstreet 8, im Zentrum Londons, wo auch der Tower stand. Idyllische Gegend, besonders bei Regen und Nacht. Da konnte man förmlich die ganzen Spukgestalten im Tower 'rumkriechen und scheppern hören. So gesehen glich der Tower eher einem Mietshaus, in dem jeder Geist einen festen Platz hatte. Der Regen prasselte.

Er war nun in der Silkstreet, fand nach kurzem Suchen die Hausnummer 8. Sehr gut.

Mit der Spitze seines linken Ringfingers strich er über die kleine, schmuddelige Holztür. Der Andere war noch nicht da gewesen. Umso besser. Der Mann mit braunem Hut

und Wachsmantel betätigte die Klingel, hörte, wie tief im Inneren des Hauses eine Glocke schnarrte. Stille. Eine ganze Weile lang Stille. Dann hörte man ein Schlurfen, bevor eine Stimme in einem viel zu harten Englisch rief: »Wer ist da? Wissen sie überhaupt, wie spät es ist? Ich habe ihnen doch gesagt, sie sollen mir die Milchflaschen morgen wiederbringen! Das werde ich ihrem Chef erzählen, junger Spund, einfach so alte Leute aus dem Schlaf zu reißen, eine Unverschämtheit! In den Tower solltest du, neben King George VII., dem Arm- und Ohrlosen! Lass dich hier nicht mehr blicken!«

Der alte Mann schüttelte den Kopf und rief: [...]

Jan Minu Raber (geb. 7.8.1996)

1965 Schmidt. Vitrine 33, Boden 2

Zettelkasten 2 // Statist 2: Studi-Heim-Mitbewohner, 1998

(Einblick in Verhalten aus Ich-Perspektive, Bezug zu lieb-
loser Kindheit)

Ich schließ die Tür zu seiner Studentenwohnung auf. Ich
teil sie mit Tobi und Andi. –

Tobi – hat überhaupt nichts mit seinen Alten am Hut. Wa-
rum, hat er noch nie gesagt. Außer einmal. Sagte, sein
Vater wär'n Arsch und hätte sich noch nie für ihn interes-
siert. – Manchmal ist Tobi aber echt abgedreht. Wenn
jemand anruft, schaut er immer erst auf die Nummer,
bevor er rangeht – falls er überhaupt rangeht. Einmal
hatte ich seinen Alten an der Strippe, der mit ihm reden
wollte. Als ich ihm das Tele gegeben hab, hat er nur eis-
kalt aufgelegt. –

Zettelkasten 3 // Sohn Tobias, 1984

(Zeitsprung beachten, event. genauer auf Familie einge-
hen?)

»Papa, spielst du mit mir?«

»Nicht jetzt, Tobias. Du siehst doch, dass ich arbeite«, kommt die tiefe, genervte Stimme zurück. Der fünfjährige Tobias starrt den Rücken seines Vaters an, der ihm unverändert zugekehrt ist. Er weiß, dass die Zeit für diese Frage jetzt genauso ungünstig ist wie immer. Trotzdem macht er noch einen zögerlichen Schritt in das Arbeitszimmer hinein und erhebt erneut die helle Kinderstimme: »Und wenn du fertig bist mit Arbeiten, Papa?«

»Ich sagte doch, ich habe jetzt keine Zeit dafür!« – Er hätte gern mit seinem Vater gespielt, aber der hat nie Zeit. Seit Mama weg ist, hat er sowieso nie Zeit für irgendwas. Tobias sieht immer nur seinen Rücken, gebeugt über irgendwelche Kästen voller Zettel.

Zettelkasten 4 // Statist 3: Krankenschwester, 2008

(Kreis schließen, Bezug zur Vergangenheit herstellen)

Lynn geht, einen Stapel Klemmbretter unter dem Arm, ins Mitarbeiterzimmer. Es ist ziemlich leer. Die anderen sind wohl noch bei der Visite oder sonst wo. –

Die Tür geht auf und Samantha kommt herein. Suchend fliegt ihr Blick durch den Raum, bis sie Lynn gefunden hat. »Rank sagt, du sollst kurz mit unserem Neuen hochgeh'n und ein paar Visiten machen.«

Der Neue ist Tobias Steiner, der momentan noch seine Facharzt-Ausbildung macht. Er ist in Lynns und Sams Alter und wirklich ziemlich schnuckelig, auch wenn er manchmal kalt wirkt. – Als nächstes kommen sie zu einem Herrn Steiner. Lynn fragt sich im Stillen, ob Tobias ihn kennt oder sogar mit ihm verwandt ist. Hoffentlich nicht. Er wurde frisch eingeliefert und hat mit seinem Tumor

geringe Chancen auf Heilung. Die OP wird kompliziert werden.

Als sie zu zweit ans Krankenbett treten, erkennt Lynn sofort die Ähnlichkeiten. In den Augen des Patienten liegt ebenfalls Wiedererkennen, als der Arzt an sein Bett tritt. Tobias lässt es kalt. Lynn beißt sich auf die Unterlippe und wirft ihrem Kollegen einen schnellen Blick zu.

»Junge ...«, murmelt der Mann im Bett, doch der Arzt ignoriert es und fragt Lynn nach einigen Blättern mit Laborwerten und Testergebnissen. »Junge«, wiederholt der Mann, »erkennst du mich nicht mehr? Kennst du deinen Vater nicht?«

Tobias zeigt keine Reaktion und beginnt, seinem Vater mit abgeklärten, neutralen Gesichtsausdruck zu erklären, wie schlimm der Tumor ist und dass eine riskante OP ihn eventuell retten könnte. Er sagt ihm, dass bald ein weiterer Arzt kommen wird, um ihm alles genauer zu erklären. Er solle vorerst ruhig bleiben und sich weiter an den speziellen Essensplan halten.

»Tobias, Junge, rede doch mit mir!«, verlangt der Vater mitten in einen Satz seines Sohnes hinein. Der blickt ihn nur kalt an, ehe er sagt: »Kehren Sie mir erst den Rücken zu, denn das ist die Art, in der Sie mit mir zu sprechen pflegten.«

Ina Reichert (geb. 6.10.1995)

1970 Elias. Vitrine 33, Boden 2

Maskenblick

Es war ein grauer Morgen. Noch bevor Clay richtig aus seinem Bett gestiegen war, blickte er genervt aus seinem kleinen Fenster nach draußen. Der Himmel war düster und trüb. Das heutige Wetter und Clays Laune waren also nahezu identisch. Genau so wie gestern, am Tag davor und den Tagen vor dem Tag davor auch. Clays Leben war von Anfang an nicht besonders gewesen, denn in keinem seiner ganzen 14 Jahre hatte er auch nur ein einziges Mal so etwas wie Freude verspürt. Sein Großvater namens Elias, bei dem der Junge schon lange Zeit lebte, belehrte seinen Enkel jeden Tag aufs Neue mit weisen Sprüchen und sagte, Clays Leben würde nur dann so unvergesslich und schön werden, wie er es sich immer erträumt hatte, wenn sein Blick sich auf alles und jeden in seinem ganzen Leben so sehr erweiterte, dass der Junge selbst die kleinsten Freude bringenden Dinge erkennen konnte, die sich sonst immer in seinen zugekniffenen Augenwinkeln vor ihm versteckten. So viele Male hatte Elias versucht, dem Jungen alles zu erklären, so viele Male hatte Clay schließ-

lich seinem Großvater ratlos in das faltige Gesicht gestarrt. Ratlosigkeit. Dies war eines der vielen Gefühle in Clays Leben, in dessen Schatten sich der wirkliche Spaß am Leben verborgen hielt. Mit geübter Hand zog der Junge eine Maske von seinem kleinen Nachttisch und band sie sich mit dem daran geknoteten Lederriemen um. Als der Junge sein eigenes Spiegelbild in einem umgedrehten Kochtopf betrachtete, erkannte er abermals die Unheimlichkeit und Fremdheit, die die Maske in all ihrer Pracht mit sich brachte. Obwohl Clays Ohren von dem dunklen Holz schrecklich gedrückt wurden, schien er immer wieder die Worte seines Großvaters zu hören, die er seinem geliebten Enkel noch vor einem Tag zugerannt hatte: »Wenn du diese eigens angefertigte Maske einen Tag lang getragen hast, wirst du sehen, was für einen Unterschied es in deinem Leben gibt, wenn du die ganze Welt mit noch eingeschränkterem Blick beobachtest.« Und er hatte recht gehabt. Die Maske besaß nur zwei schmale Augenschlitze und wog bestimmt das Doppelte von Clays eigenem Kopf. Der Junge setzte hilflos einen Fuß vor den anderen und rannte viele Male gegen steinerne, vor langer Zeit gemauerte Wände, bis er endlich zu seinem Großvater in die Küche gekommen war. Dieser saß an dem kleinen, vertrauten Küchentisch und aß gemächlich sein morgendliches Butterbrot: »Guten Morgen, Clay! Hat sich dein Blick auf deine umgebene Welt schon verändert?« Genervt fuhr Clay seinen Großvater sofort an: „Welcher Blick denn? Mit dieser halben Kokosnuss auf dem Kopf sehe ich doch überhaupt nichts. Und wenn ich nur noch einmal gegen irgendeine Wand laufe, werde ich noch verrückt!“ Clays Morgen war also schrecklich düster. Genau so düster wie auch der darauf folgende Mittag. Der Abend entpuppte

sich als schlimmster Teil des gesamten Tages: Die schwere Maske schnitt schmerzhaft in Clays verletzte Haut und die ledernen Riemen rieben seinen Hinterkopf wund. Dann war es endlich so weit. Es war schon tief in der Nacht, als Clay, auf seinem Bett sitzend, endlich die Maske von seinem Gesicht lösen wollte. Das Licht des Mondes färbte die schmutzigen Vorhänge in Clays Zimmer milchig, als er mit vor Freude zitternden Fingern die verknoteten Lederriemen löste. Erleichtert ließ er die geheimnisvolle Maske neben seinem Bett auf den Boden fallen und entspannte jeden einzelnen seiner noch vor kurzem hinter der Maske eingeengten Gesichtszüge. Verwirrt schaute sich der Junge schließlich in seinem Zimmer um und fühlte, wie sich mit der hölzernen Maske auch der Schmerz und der Knoten löste, der sein ganzes Leben lang sein Herz zum Bluten gebracht hatte. Das erste Mal in seinem Leben huschte ein kleines Lächeln über Clays schmale Lippen. Und er wusste sofort: Von nun an würde er ein Leben leben können, das er sich so lange erträumt hatte.

Hannes Lukas Zawodnik (geb. 11.5.1997)

1972 Eich. Vitrine 33, Boden 4

De. Lethe.

Ihr solltet gerührt sein. Ganze Biografien könnte man mit ihm löschen, dem roten Rennwagen, der Walze aus Bakelit.

Mein Vater hatte so einen auf seinem Amtstisch. Schnittig wie die Streitwagen des Griechenheeres vor Troja, konnte man Kleckse aufs Blatt werfen, macht nichts, ich war nicht einmal vier.

Er hat gern Rasen gemäht. Die Sichel rasten und der Grassaft wirbelte aus den Narben, komm süßer Tod, Geruch in den Nasen, und neuerlich konnte etwas über der Sache wachsen. Dem Erdreich.

Löschen, heißt es beim Brand, beim Durst, in der Bank, bei der Feuerwehr.

Im Geschichtsbuch, beim Roller. Dreiunddreißig, fünfundvierzig, zweiundsiebzig.

Von Lethe.
Gibt es nichts zu erzählen.

Aber immer noch rollt der Löschpapierroller durchs
Zimmer, saugt Flecken auf.
Was war ich, wie war ich. Welche Plattensammlungen
habe ich gerne zerkratzt,
welche Frauen geliebt, Parteien gestützt, Reime zerstört,
lange am atmosphärischen
Rauschen gesaugt, wie Capri Sonne und Mütter. Hinter
dem Thermopen, geduckt
vor den Schwiegermutterzungen, wartet der Schnitter.
Andere wurden zweifach,
dreifach verglast.

Wär der Gedankenfluss, nachts, nicht unterbrochen, auf-
gehalten, mindestens aber
auf seinem Höchststand eingedämmt worden, dann gäb es
keinen Durst mehr, dann
hätte ich aufgehört, hier. Mit dem Schreiben. Klickklack.
Aus die Maus.

Delete.

Mohnblüte? In dieser Nacht stand kein Mond am Himmel.
Heißt es
in siebenhundert Romanen, mindestens einmal. Erst
siehst du den Bus, dann
siehst du mich. Das Maß ist längst voll. Löschen. Eine
Übung in Schamhaftigkeit.

Welche Worte werden hier gelöscht, und wohin ging das
Löschpapier mit ihnen.

Ganze Jahre, einfach so abgerollt. Mit Klotzen, Klecksen,
auf andere Spuren treffen.

Aus ihnen Texte zu rekonstruieren, die Rohrschachtests.

Du siehst einen Hügel, schwarz, fragst dich: Welcher
Maulwurf war auf dem Papier

oder versteckt sich in ihm. Texte, an denen die Tinte sog,
bis sie verschwanden.

Milch und Mund, Tinte und Papier. So wuchs ich auf. Ein
Huhu, ein Holla, ein

Husch, wenn die Fische im Raum wieder mal frech wur-
den. So lebte ich, als Hörspiel, als Sandbüchse. Eich. In-
ventionen und Inventur, Investigationen und Infrastruk-
tur.

So lebte ich. Als Botschafter des Regens.

Matthias Göritz (Schriftsteller)

1974 Kästner. Vitrine 32, Boden 1

Die Tasche mit zwei Besitzern

Teil 1: Erich

Es war ein rauer Novembertag, an dem ich, bis auf die Haut durchnässt, wie jeden Morgen am Hauptbahnhof in München in den überfüllten Zug stieg. Ich suchte einen abgelegenen Sitzplatz, doch ich hätte genauso gut nach einer Stecknadel im Heuhaufen suchen können. Mich schien niemand zu erkennen – MICH, den Verfasser von *Emil und die Detektive!* Aber bald würde mein Name in jeder Zeitung stehen, zusammen mit dem meines neuen Buches. Ich sah mir die Leute, die mir meinen erwünschten Platz wegnahmen, genauer an. Der Mann dort, der sich in seinen schwarzen Mantel eingemummt war, könnte er nicht gut den Betrüger darstellen, den Emil gejagt hatte? Oder dieses Mädchen – es erinnerte mich irgendwie an meine Nichte Maja, das Mädchen, das in meinem neuen Buch die Hauptrolle spielte. Bei diesem Gedanken schloss ich sofort die braune Ledertasche, die unten schon Löcher bekam, fester in den Arm. In der Tasche befand sich die mühsame Arbeit von Jahren. Wie konnte ich da-

mals wissen, dass sie eigentlich umsonst gewesen war? Während ich stolz über meine Leistung nachdachte, leerte sich die S-Bahn. Endlich hatte ich einen Sitzplatz abseits der anderen belegt. Das Polster war schon zerfetzt und die Armlehnen waren mit Gewalt zur Seite gebogen worden. Wie schön doch so eine Zugfahrt trotz allem war. Das Rauschen des Fahrtwindes und das Quietschen und Klappern des Zuges machten schläfrig. Nach einer Weile erappte ich mich dabei, wie ich beinahe eingenickt wäre. Die Arbeit an dem Manuskript für *Maja* hatte mich gestern bis tief in die Nacht beschäftigt.

Viel zu schnell kam für mich die Durchsage: »München West«.

Träge stieg ich aus und erinnerte mich zu spät daran, dass meine Tasche gerade den Weg mit der Bahn alleine fortsetzte.

Teil 2: Michael

Heute war nicht mein Glückstag – dachte ich zumindest. Es war so heiß, dass man hätte meinen können, man sei in einer Sauna gelandet. Gestern Abend hatte auch noch der Verlag, an den ich zwei meiner ersten Buchmanuskripte geschickt hatte, mir mitgeteilt, dass das nichts als Kinderkram sei. So direkt war es natürlich nicht formuliert, aber trotzdem sehr deutlich. Ich hasste es, wenn man mich als ›Kind‹ bezeichnete. Mit fünfzehn Jahren war man ja wohl kein Kind mehr. Frustriert lief ich den Gang entlang und hielt Ausschau nach einem freien Platz. Meistens war das völlig sinnlos, doch heute entdeckte ich einen dieser abgechiedenen Plätze, von denen alte Leute immer glaubten, sie seien für sie reserviert. Als ich auf den Sitz zuing, stolperte ich plötzlich und fiel der Länge nach auf den

ungemütlichen Kunststoffboden. Noch bevor ich ärgerlich aufstand, um mich bei der Person zu beschweren, die mir das Bein gestellt hatte, sah ich etwas Funkelndes unter dem Sitz. Meine Knie schmerzten. Ich spürte die schadenfrohen Blicke der anderen Fahrgäste im Rücken. Langsam stand ich auf. Ich wollte mich umdrehen und weggehen, doch das Blitzende unter dem Sitz versprach mir irgendwie, den Tag etwas zu versüßen. Schließlich siegte die Neugier und ich bückte mich, um noch mal einen Blick auf das funkelnde Etwas zu erhaschen, was gar nicht so leicht war, da ich nur unter Verrenkungen meine schmerzenden Knie schonen konnte.

Für einen kurzen Augenblick sah ich noch einmal das Glitzern; dann aber stellten sich meine Augen scharf und ich sah im Dunkeln unter dem Sitz eine alte, verrumpelte Tasche. Na toll, diese ganze peinliche Aktion nur für eine alte Tasche, deren Metallbügel zwar in der Sonne funkelten, die aber sonst total wertlos schien. Ich meinte, ich hätte ein Kichern hinter mir gehört, drehte mich um und versuchte das Beste aus dieser peinlichen Situation zu machen: Ich klemmte mir die verstaubte Tasche unter den Arm und lief zum Ausgang, wobei ich versuchte, möglichst selbstbewusst zu wirken. Ich hörte Pfiffe und Rufe wie: »Schicke Tasche«. Bei der nächsten Station stieg ich aus.

Was sich in der Tasche verbarg, fand ich am nächsten Tag nach der Schule heraus, in die ich übrigens nicht mit der Bahn gefahren war. Es handelte sich anscheinend um ein Manuskript eines Autors, das noch nicht gedruckt worden war. Was für ein Autor das war, ließ sich am Namensschild erkennen: Erich Kästner. Vom ersten Augenblick an

war mir klar, was ich damit machen würde. Nur ›Maja‹, der Name der Hauptperson, gefiel mir nicht – ich würde ihn in ›Momo‹ umändern ...

Chiara Bäumer (geb. 9.4.1998)

1983 Weimar. Vitrine 32, Boden 4

Jacobs Reisekutsche durchs Leben (Ausschnitt)

Stolz spielte Jacob mit seiner kleinen Kutsche. Er hatte sie von seinem Opa bekommen, als seine Familie noch frei gewesen war. Eine Miniatur von Goethes Reisekutsche. Seitdem die Juden verfolgt wurden, lebte Jacobs Familie in völliger Dunkelheit im Keller des Hauses eines deutschen Freundes, Hans-Dieter Fritz. Viel hatten sie nicht, sie lebten schlicht; zu siebt – Mama, Papa, Oma, Opa, Jacobs Schwestern und Jacob – schliefen sie auf einer Matratze, sonst war da nur noch ein Waschbecken in der hinteren Ecke des Raumes. Deshalb war Jacob umso stolzer auf seine kleine Kutsche. Wie oft hatte er sich schon ausgemalt, frei zu sein und mit der Kutsche durch die Welt zu reisen. Wie oft war er schon am Nordpol gewesen, wie oft hatte er schon das Meer gesehen? Und das alles nur im Traum, denn in Wirklichkeit durfte er nicht hinaus. Seine Mutter hatte ihm erklärt: »Es gibt Leute, die mögen uns nicht so, weil wir anders sind.« Und so ging er eben Tag für Tag, Woche für Woche auf seine Reisen mit der Kutsche. Er war gerade im Land der Indianer, als Hans-Dieter

Fritz heruntergestürzt kam: »Die Nazis kommen!« Sofort brach Panik aus. Seine Mutter rief: »Jacob, versteck dich!« Und da wurde Jacob klar, das war ein großes Versteckspiel, deshalb durfte er nicht raus, und jetzt hatten trotzdem diese Nazis gewonnen und daher durften sie suchen. Also schnappte er sich seine Kutsche und kletterte in den Ofen. Dort versteckte er sich auch immer vor den großen Eisbären am Nordpol, und die fanden ihn auch nie. Er hatte gerade seinen linken Fuß hochgezogen, da hörte er es schon. Schwere Stiefel kamen die Steintreppe hinunter. Vor Angst stieg er noch ein Stück höher. Sein Herz raste vor Aufregung, klar, es war nur ein Spiel, aber ein verdammt Spannendes. Diese Männer machten alles kaputt. Er hörte Porzellan klirren. Und dann die leiser werdenden Hilfeschreie seiner Mutter. Hastig kletterte er hinunter. Die Wohnung bot einen schrecklichen Anblick. Die Tapeten waren von den Wänden gerissen, das Waschbecken zerschlagen und die Matratze aufgeschlitzt. Und schreckliche Stille. Totenstille. Er fasste in seine Hosentasche und stellte erleichtert fest, dass seine Kutsche noch da war. Dann wurde die Stille durch einen lauten Schluchzer zerrissen. »Hallo? Ist hier noch jemand?« Jacob sagte: »Ja, ich.« Die Oma kam aus dem Versteck und fiel ihm weinend um den Hals. Jacob fasste sich ein Herz und sagte: »Das war kein Versteckspiel, oder?« »Nein. Die Nazis wollen uns umbringen! Komm, wir müssen hier weg!« Umbringen! Jacob spürte einen dicken Kloß in seinem Hals. Er nahm die Kutsche fest in die Hand und wünschte, das alles sei nur eine seiner Geschichten und jede Sekunde würde Hans-Dieter Fritz herunterkommen und ihnen das Essen bringen. Doch er kam nicht. Das war die Realität. Die Oma stand auf und reichte ihm die Hand.

Sie gingen los, Richtung Wald. Die ganze Zeit kämpfte Jacob gegen die Tränen an. Sie liefen immer tiefer in den Wald. Und bald dämmerte es.

Als sich eine dunkle Wolke vor die Morgensonne schob, waren sie wieder da, diese Nazis. Oma gab einen Schrei von sich, der mehr nach Tier als nach Mensch klang. Sie wurden eingekreist. Sofort packte einer die Oma. Diese Chance nutzte Jacob und rannte weg. Wie durch ein Wunder rannten sie ihm nicht hinterher. Er fasste in seine Hosentasche. Doch da war nichts. Seine Kutsche, sie war fort. Seine Kutsche, die Miniatur der Reisekutsche von Goethe – einfach weg. Schwach setzte er sich hin. Jetzt hatte er niemanden und nichts mehr. Jetzt war er verloren. Er lief zurück in die Stadt, sollten sie ihn doch auch umbringen. Er weinte um Mama, Papa, Oma, Opa, seine Schwestern und um seine Kutsche.

Den Hunger am nächsten Morgen konnte er nicht stillen. Er suchte in Mülltonnen, aß verschimmelte Karotten und braune Äpfel und dachte an alles, was er verloren hatte.
[...]

Noelle Zurmühl (geb. 4.5.1998)

1984 Delius. Vitrine 32, Boden 3

Die Dinge, die fürs Schreiben unentbehrlich sind, nehmen sich auf den ersten Blick alltäglich aus. Der gewohnte Blick aus dem Fenster, wenn man vom Schreibtisch aufsieht, ein Baum, eine Biegung des Weges, ineinander verkeilte Dächer-Architektur, der Hinterhof. Ein aufgelesener Stein, ein Erinnerungsstück, eine Fotografie, der aufgeschlagene Kalender. Die vertrauten Dinge, die auf dem Schreibtisch liegen (manch ein Schriftsteller duldet sie um keinen Zentimeter verrückt), sind versammelt wie ein Arsenal guter Geister. Sie wachen als gute Omina über das Schreiben, gleich einem Bindezauber, der die Phantasie beflügelt.

Nichts aber ist so wichtig, damit die Worte ungehindert aufs Papier fließen, wie das Schreibwerkzeug. Robert Gernhardt schrieb nur mit Kugelschreibern der Marke BIC. Schillers letzter Gänsekiel wurde nach seinem Tod in einem rotsamtenen Etui aufbewahrt. Der Pakt zwischen Autor und Werkzeug wird heute, statt von Federn und Füllern, von Tastaturen besiegelt. Mag eine Tastatur auch nicht so ansehnlich und eindrucksvoll sein wie traditionellere Schreibwerkzeuge, ihre Rolle beim Schreiben, ihr

Einfluss auf das Wohlbefinden des Autors, ist nicht zu unterschätzen. Sie ist der Schnittpunkt, an dem Flüchtliges, Vorgestelltes, Gedachtes zum ersten Mal Gestalt annimmt. Jede Tastatur hat ihren eigenen Charakter, ihren eigenen Widerstand, ihren Druckpunkt, an dem die Tasten nachgeben und einen Buchstaben an die Stelle setzen, an dem der Cursor blinkt. In seinem Blinken sind wie in einem Keim alle Wörter, alle Sätze und Geschichten enthalten. Der schlichte, flackernde Balken auf dem Monitor hat seine eigene Gesetzmäßigkeit. Ein Kugelschreiber gibt der Hand eine andere Richtung als ein Filzstift. Tinte verteilt sich anders auf dem Papier als die Grafitmine eines Bleistifts. Die Tastatur begleitet das mühelose Dahinfliegen, das überlegte, konzentrierte Hämmern, den stockenden Anschlag der Finger mit ihrer eigenen Klangfarbe. Man gewöhnt sich schnell an die eigene Tastatur. Dies merkt man erst, wenn es einmal an der Zeit ist, sie zu wechseln, weil sie vielleicht, wie die Apple-Tastatur von F.C. Delius, der bereits in den 80er-Jahren seine Texte am Computer verfasste, von Staub und Fett überzogen, vergilbt und technisch überholt ist.

Eine Liebeserklärung an die Tastatur? Es gibt auch Schattenseiten. Das Schreiben am Computer verändert nicht nur die Objekte in Literatúrausstellungen, sie verändert die Genese eines Texts. Wörter werden korrigiert, Sätze überarbeitet, ganze Passagen gelöscht und ausgetauscht, ohne dass diese Bearbeitungen unmittelbar sichtbar bleiben. Manchmal werden unterschiedliche Versionen gespeichert, doch meist wird ein Dokument wieder und wieder überschrieben. Was bleibt, ist die letzte Fassung. Was verschwindet, sind die Zeichen der Mühe, der Anstrengung, die der Text – neben aller Freude am schöpferi-

schen Umgang mit Sprache – jedem Schreibenden abverlangt. Es verschwindet die Suche nach dem richtigen Wort, es verlieren sich die Umwege, die ein Satz auf dem Papier geht, bis er seine Form gefunden hat. Und diese Suche ist entscheidend. Denn: Der Unterschied zwischen dem richtigen und dem beinahe richtigen Wort ist der gleiche, so Mark Twain, wie der, zwischen einem Blitz und einem Glühwürmchen.

Martina Iris Wolff (Museumspädagogin im DLA)

1989 Kirsch. Vitrine 31, Boden 3

Vorsicht und Spiel

Sie schreibe »sehr viel mit der Hand«, weil sie dabei das Gefühl habe, dass die Sprache, »die sich ja direkt aus dem Gehirn auf das Papier übertragen muss«, beim Schreiben erst entstünde, sagte Sarah Kirsch vor Jahren in einem Gespräch mit der Fotografin Herlinde Koelbl. »Es muss ein Fluss sein bis durch meinen Füllfederhalter. Der ist eigentlich nur eine Fortsetzung, eine mit Tinte gefüllte Flügelfeder.«

Präziser kann man kaum ausdrücken, dass das Schreiben für die Autorin eine ganz und gar natürliche, geradezu organische Tätigkeit darstellt. Sarah Kirsch erntet ihre Eindrücke wie Äpfel; sie sammelt Zeichen wie Nüsse. Alle Vielfalt der Wetter-, Wolken- und Windsprache scheint ihr geläufig, die Bewegungen der Vögel, des Mondes und der Sterne am Himmel bringt sie in Einklang mit ihrer eigenen Melancholie, ihrem Bewusstsein, ihrem Gefühl. Es wirkt so, als lese, übersetze und schreibe sie gleichzeitig. Das Menschengeschaffene und das Naturgeschaffene werden nicht für sich gesehen, nicht als unversöhnliche,

ja feindliche Größen, wie es so oft der Fall ist. In ihrem 1978 erschienenen Band *Katzenkopfpflaster* heißt ein Gedicht *Bäume lesen*:

[...] die Bäume sind Lettern, ich
beweg mich wie auf Papier, überspringe
mühsam den Zwischenraum, stolpere ein Zeichen nieder
das hier ist Nadelwald
kein Unterholz alles durchschaubar
von Zeile zu Zeile, der Boden voll Schnee
der kommt aus dem Regen, papierweiß

Denkt man diesen Gedanken weiter, so lauert da, gleichsam ›natürlich‹, auch Gefahr: Der menschliche Körper, der all die Lese-, Übersetzungs- und Schreibleistungen absolviert – er ist Natur und als solche versehrbar. Halb als lustiges Spiel, halb als ernste Übung sehe ich daher Sarah Kirschs Übungen für die linkische Hand, die sie ausdrücklich mit dem Hinweis auf einen möglichen Schlaganfall beginnt: »wenn ich 1 Schlaganfall kriege hab ich schon etwas geübt«. Dann folgt, immer noch links in der Umschlagseite des Pelikan-Heftes für Grundschüler, die um einen neuen zweiten Phantasie-Vornamen ergänzte Namenszeile »Sarah Ephraim Kirsch« – Pippi Langstrumpfs Vater Efraim Langstrumpf lässt grüßen. Aber ist alles wirklich nur Schabernack? Mit zusätzlichen Vornamen kennt Sarah Kirsch sich übrigens aus: Der Name Ingrid Hella Irmelinde Bernstein – das war der Name, den sie als Kind in ihre tatsächlichen Schulhefte hätte eintragen müssen, wenn sie denn auf Vollständigkeit laut Geburtsurkunde bedacht gewesen wäre. (Den Namen ›Sarah‹

gab sie sich selbst, eine ›Kirsch‹ wurde sie durch die Heirat mit dem Lyriker Rainer Kirsch.)

Auf der ersten richtigen Schulheft-Seite, rechts, finden sich dann die eigentlichen Schreibübungen, die tagebuchartig beginnen mit Ort und Datum. Danach wird notiert, wie es außerhalb und innerhalb des Hauses aussieht, wie es draußen aussieht, »frühlingshaft«, von einer Verena die weggegangen ist – oder doch nicht? (»Sie ist ja schon wieder da. Scheiße.«). Und eine Abschiedsfloskel, die vielleicht der neu aktivierten Gehirnhälfte gilt: »See you later alligator«. Dem Alligator ist in dieser Gehirnhälfte ein ›k‹ abhanden gekommen. Linkisch? Oder nicht?

Auch das Verlieren, auch das Verschreiben kann eine spielerische Übung sein, die dem Organismus gut tut: Statt der eingefahrenen Gehirnhälfte wird einmal die andere benutzt, hat die Wissenschaft herausgefunden. Es sei also jedem, Schriftsteller oder nicht, angeraten, hin und wieder die andere Hand zum Schreiben zu benutzen. Denn manchmal tun sie sich dann auf: die staunenswerten Mysterien der Realität. Und Sarahs linkische Hand könnte ein ›k‹ für ein ›s‹ getauscht haben, nur an anderer Stelle: fürs Verschreiben.

Silke Scheuermann (Autorin)

1994 Kunert. Vitrine 31, Boden 1

Prolog

Von draußen waren Schüsse zu hören, als ein großer dunkler Mann, der ein Gesicht wie ein Boxerhund hatte, den Raum betrat. »Wo sind die Karten?!«, fragte er ärgerlich. »Sie sind nicht hier«, sagte ein kleiner Mann mit ängstlicher Stimme. »Zeige mir die Schatulle!«, befahl der große Mann und verzog sein Hundegesicht. Der kleine Mann holte eine kleine Schatulle von einem Schränkchen und öffnete sie vor dem großen Mann. Die Kiste war leer. Der große Mann begann zu fluchen und im Raum herumzustampfen. Eine etwas jüngere Frau betrat den Raum. »Wie ich sehe, Tigor, hast du kein Glück. Ich weiß, wo die Karten sein könnten. Nun, wenn ich dir verrate, wo sie sind, wünsche ich eine kleine Gegenleistung von dir.« Tigor drehte sich schnaubend um und knurrte: »Okay. Aber beeil dich!«

Die Karten

»Laut Karte müssen wir jetzt rechts abbiegen und dreißig Schritte nach Norden, ab dem Baum da – ja der – okay Norden – jetzt dreißig – halt, das reicht – hier die Schaufel.« – »Du musst aber auch mal graben. Nicht nur ich.« – »Okay wir wechseln uns jede halbe Stunde ab und du übernimmst den ersten Part.«

Obwohl er mit dem Vorschlag nicht einverstanden war, fing Professor Lösung an zu graben. Nach ungefähr 28,5 Minuten stieß er auf etwas Hartes. »Ich glaube, das ist der Schatz!« Er war sauer. Wenn das der Schatz war, musste Professor Antwort gar nicht mehr graben – und er hätte die ganze Arbeit allein gemacht. Was ihn sehr ärgerte. »Gib mir das Seil!« – »Ah! Nicht werfen! Langsam herunter lassen! Ein Ende musst du doch behalten – gut so, gut so und jetzt ziehen! – Oh nein! Das Seil beginnt zu reißen!« – »Macht nichts, der Schatz ist sowieso fast oben!«

Nachdem Professor Lösung oben war, brachen beide die alte Kiste mit einem Brecheisen auf und starrten hinein. Und sie erblickten ... einen alten, zerrissenen Geldbeutel. »Och, Mann«, sagte Professor Antwort enttäuscht, »ich dachte da wäre jetzt ein richtiger wertvoller Goldschatz drin.«

Hastig öffnete Professor Antwort den Geldbeutel. Doch im Geldbeutel waren nur fünf langweilige Karten von einem gewissen Günter Kunert. »Bestimmt war dieser Günter vor uns da und hat den Schatz mitgenommen. Um andere Schatzsucher zu veräppeln, hat er seinen alten Geldbeutel in die Kiste geschmissen und wieder vergraben«, meinte Professor Antwort, legte die Karten in den Geldbeutel zurück und warf diesen verärgert in die Kiste. Auch Professor Lösung war enttäuscht: »112 Tage Schatzsuche umsonst!«

Plötzlich kam ein Junge im Lendenschurz und mit Federstirnband auf die Professoren zu und zog Professor Antwort am Ärmel. Professor Lösung schätzte, dass es ein Stammesjunge war. Er musste sie beobachtet haben. »Du kommst bestimmt vom Stamm der Orix, oder?«, fragte ihn Professor Lösung. »Du, Horst, der kann doch nicht unsere Sprache sprechen.« »Mit meinem Übersetzer schon«, fiel Professor Lösung ein. Er holte aus seinem Rucksack eine Kette und wollte sie dem Jungen um den Hals binden, doch dieser wich zurück. Nun zeigte der Junge auf die Kiste. Zack! Professor Lösung hatte es geschafft, dem Jungen die Kette um den Hals zu binden. »Was ist das für ein kratziges Ding?«, fragte der Junge. »Das ist ein Übersetzer. Mit dem können wir kommunizieren, auch wenn wir andere Sprachen sprechen«, erklärte Professor Lösung stolz. Der Junge hatte gar nicht gemerkt, dass er eine andere Sprache gesprochen hatte. »Das ist ja voll cool!«, meinte er. »Nun, wir haben wenig Zeit und möchten nicht gestört werden«, drängelte Professor Antwort. Ihm war das mit dem Jungen nicht geheuer. Aus der Ferne waren auf einmal Motorengeräusche zu hören, die immer lauter wurden und schnell näher kamen. Plötzlich waren über den Professoren und dem Jungen mehr als fünf große Hubschrauber im Landeanflug. Es war ein ohrenbetäubender Lärm. Männer im Militäranzug und mit Maschinengewehren stiegen aus und sicherten das Gelände ab. Im Gewirr der Leute versuchten sich die Professoren und der Junge wegzuschleichen, doch sie wurden von einem Mann und einer Frau aufgehalten. Der Mann war groß und hatte ein Gesicht wie ein Boxerhund. Die Frau war klein und schlank. »Tigor und Ariach!«, sagten die Professoren wie

aus einem Munde. Tigor grinste sie an: »Wo sind die Karten?«

Micha André Kümmerle (geb. 18.2.1995)

2001 Sebald. Vitrine 30, Boden 2

Rucksack

Höre das Meer,
Spüre den Wind,
Und fällt der Weg dir auch schwer,
Lauf nur Reisender, lauf geschwind

Erklimme die Berge, hoch wie sie sind,
Eine endlose Leiter,
Lauf wie der Wind,
Bin dein Begleiter.

Seh' aus wie ein einfacher Gegenstand,
Doch bin ich mehr.
So oft lag mein Riemen in deiner Hand,
Keine Last ist mir zu schwer.

Wanderlieder singen,
Nimm mich nur mit.
Kannst mich an ferne Orte bringen,
Begleite dich auf jeden Schritt.

War mein Leder einst so glatt
Und glichen die Schnallen glänzendem Geld,
Bin ich nun doch so matt,
Aber jetzt prägt mich die ganze Welt.

Kann nun nichts mehr tragen.
Reisender, leg mich beiseit'.
Eh' meine Riemen versagen,
Besitzer, ich sehe dein Leid.

Wander' noch ein Stück,
Erhebe dich mit neuem Schwung.
Doch mich lass zurück –
Uns bleibt die Erinnerung.

Nadja Samira Fraenkel (geb. 29.11.1996)

2002 Gadamer. Vitrine 30, Boden 4

Gadamer's Schere

Der Nachthimmel senkt sich über das Land wie ein großer Adler, breitet seine Schwingen aus und taucht alles in ein tiefes, bedrohliches Schwarz. Ich schaue auf die im Mondlicht schillernde Oberfläche des Sees, in Gedanken versunken. Mein Finger tippt im Takt meiner Uhr auf die Tischplatte, während mein Kopf nach dem richtigen Detail sucht. Eine Nachtigall lässt sich auf dem Holzgeländer der Veranda nieder und zwitschert mir ins Ohr. Ob sie weiß, was ich hier mache? Bestimmt nicht. Sie ist ja nur eine Nachtigall.

Ich höre die Stimme meines Vaters im Hinterkopf. Als er noch lebte, meinte er immer, ich sollte die dummen Gedanken zerschneiden. Ich wusste nie, was er damit sagen wollte und dachte, er wolle mich zum Narren halten. Auf meine Frage hin, wie ich denn meine Gedanken zerschneiden könne, lachte er immer nur und reichte mir eine Schere.

Sie war aus grauem Eisen, das an allen Kanten schon ganz verrostet war; wenn man sie öffnete, gab sie ein quiet-

schendes Geräusch von sich, als wäre sie schon hunderte von Jahren alt. Vater meinte, sie wäre wirklich schon hunderte von Jahren alt und selbst der Schneidermeister von Papst Gregor II. habe schon mit ihr geschnitten. Die Schere hat mir immer nur Angst gemacht. Die Vorstellung, was damit schon alles geschnitten wurde, rief in mir Abscheu hervor. Vielleicht hatte man mit dieser Schere jemanden umgebracht, ein Schwein skalpiert oder eine neue Fabrik eröffnet. Doch trotzdem habe ich die Schere immer bei mir. Sie hilft mir, das Denken zu vereinfachen. Wenn ich sie ansehe, weiß ich, was gefehlt hat. Sie inspiriert mich sozusagen. Aber heute scheint mir selbst die Schere nicht helfen zu können. Vater sagte auch, ich solle sie nur dann benutzen, wenn ich einen Gedanken für immer beseitigen oder einen neuen Gedanken mit dem alten verknüpfen wolle.

Also fingern meine Hände nach der Schere, die neben mir auf dem Boden liegt. Sie fühlt sich kalt und schwer an. Ich öffne sie ganz und schließe sie wieder, öffne sie erneut und schließe sie. Das leise Quietschen beruhigt mich und ich hole einen Faden aus der Schublade meines Schreibtisches. Noch immer schlägt die Nachtigall neben mir und erfüllt die Nacht mit Musik.

Ich halte den Faden in die Luft, hebe die Schere an und schließe die Augen. Das Schnippen der Schere lässt mich zusammenzucken und der abgeschnittene Faden fällt in meinen Schoß. Lächelnd hebe ich ihn auf und betrachte ihn. Es kommt mir vor, als würde ich wirklich einen meiner Gedanken in der Hand halten. Ich nehme beide Gedankenfäden und beginne, sie an den gegenüberliegenden Enden zusammenzuknoten. Ich verknüpfe sie zu einem

Gedankenkreis, und als ich fertig bin, stecke ich mir den Faden an den Finger, wie einen Ring.

Mein Blick fällt auf die Schere, die neben mir liegt, und ich muss lächeln, denn jetzt weiß ich auf einmal, was gefehlt hat. Von plötzlicher Euphorie ergriffen, läuft mein Stift nur so über das Papier. Manchmal muss man einen Gedanken erst zerschneiden, um zu erkennen, auf welche Art man ihn neu verknüpfen kann. Der Gedanke bekommt dadurch eine völlig neue Bedeutung und erscheint viel klarer als vorher.

Während ich schreibe und schreibe und die Wörter immer schneller und schöner werden, singt die Nachtigall ihr Lied zu Ende und der Adler verschwindet mit leisen Schwingen wieder vom Himmel, um für den Tag Platz zu schaffen.

Isabel Schüler (geb. 9.8.1997)

2009 Handke. Vitrine 30, Boden 3

Handkes Maultrommel

Triste Apfelbäume in der kahlen Landschaft. Ein Auto tuckert gemütlich die Dorfstraße hinab. Über den Berg und auf das Dorf zu, bis es zwischen den Dächern der Häuser verschwindet. Eine tiefe Leere durchzuckt ihn. Allein zu sein, ist ein Gefühl, das er nicht beschreiben kann. Sich verlassen zu fühlen in der offenen und weiten Leere. Der Himmel ist immer noch rot gefärbt vom Sonnenuntergang. Er sitzt auf der Bank. Die Jacke eng am schmalen Körper. Die Knöpfe sind schon vor vielen Jahren abgefallen, er kann sich keine neue leisten. Der kalte Wind zerrt an ihm. Er beobachtet die Vögel, die sich frei am Himmel bewegen. Nur die Sonntage eignen sich dazu, seinen Gedanken nachzuhängen. Einfach er selber zu sein.

Endlich steht er auf. Unsicher. Die Hornbrille rutscht ihm beinahe von der Nase. Mit knochigen Fingern schiebt er sie wieder auf den Nasenrücken. Von den Jahrzehnten ist sie verwittert. Allgemein wirkt er verarmt. Die Sohlen seiner Schuhe sind abgelaufen, die Hosenbeine der brau-

nen Cordhose zu kurz. Er geht langsam. Lange ist er nicht mehr in dieser Gegend gewesen. Und doch ist sie so vertraut. Da: das Haus seiner Kindheit. Es steht verlassen, mit kaputten Türen und Fenstern. Doch die Blumen auf den Fensterbänken glühen noch rot, selbst im Halbdunkel. Das knarrende Holz, als er die Tür aufschiebt, hat etwas Beruhigendes. Er fischt aus seiner Jackentasche einen Schlüssel, humpelt, ihn fest in die Faust gepresst haltend, die Treppen hinab zum Keller. Ein kalter Luftstrom umweht ihn. Er zieht das Stück Stoff auf seinen Schultern, das er als Jacke bezeichnet, fester.

Im Keller ist alles so, wie die Familie es verlassen hat, um in die winzige Mietwohnung in der Stadt zu ziehen. Ein Rest Tee in einer Blechdose: alles noch da. Sobald der grüne, mit Kacheln besetzte Ofen Feuer fängt und Wärme abgibt, kocht er sich seinen Lieblingstee. Ohne Zucker. Das ist er so gewohnt. So vieles ist für ihn Mangelware, Teebeutel und Wasser kann er sich immer leisten, manchmal etwas zerlaufenen Käse und einen vertrockneten Laib Brot. Gierig isst er dann Stück um Stück, bis nicht einmal mehr ein Krümel übrig bleibt, und er lächelt dabei verstohlen. Aber nicht jetzt. Jetzt zieht er einen Karton aus dem einzigen Schrank. Der Deckel ist ausgefranst. Die damals so kirschrote Farbe ist abgeblättert, seinen Erinnerungen kann das nichts anhaben. Was seine Hände hier umfassen, ist der einzige Sinn in seinem Leben. Er hat versucht, ohne seine Musik zu leben. Ist fast umgekommen dabei.

Er legt die Maultrommel an den leicht geöffneten Mund. Atmet ein, genießt, und presst die Luft durch die beidseitigen Schlitze hindurch. Der Stahlstab, der aus dem Mund ragt, vibriert. Die Backen zittern, der Kopf flimmert. Ein

sanfter, hoher Ton erklingt. Ein vertrautes Gefühl durchfließt ihn. Jetzt ist er ganz er selbst.

Deborah Stefan (geb. 18.11.1996)

© 2011 Deutsche Schillergesellschaft, Marbach am Neckar
Herausgeber: Deutsches Literaturarchiv Marbach
Redaktion: Dietmar Jaegle
Ausstattung: Diethard Keppler und Marcus Wichmann
nach einem Entwurf von Diethard Keppler und Stefan Schmid
Gesamtherstellung: Offizin Scheufele, Stuttgart
ISBN 978-3-937384-71-9

Die Deutsche Schillergesellschaft wird gefördert
durch die Bundesrepublik Deutschland,
das Land Baden-Württemberg, den Landkreis Ludwigsburg
und die Städte Ludwigsburg und Marbach am Neckar.

Umschlag: Diethard Keppler

Fotografie: DLA Marbach

Die Texte zu diesem Magazin entstanden vom 6. bis 11. März 2011 im Rahmen der 2. Kulturakademie der Stiftung Kinderland Baden-Württemberg im Deutschen Literaturarchiv Marbach. 20 Schüler, die bereits im Sommer 2010 eine Schreibwoche in Marbach verbracht hatten, wurden von Silke Scheuermann und Matthias Göritz in die Geheimnisse der Literatur eingeweiht. Organisiert und betreut wurde die Veranstaltung von Heike Gfrereis und Martina Wolff unter Mitarbeit von Magdalena Hack.

19 JUGENDLICHE zwischen 15 und 16 Jahren wagen neue und poetische Blicke in die Dauerausstellung des Literaturmuseums der Moderne. Begeleitet von Silke Scheuermann und Matthias Göritz suchen Sie nach realen und möglichen Spuren: Über die Dinge knüpfen sich Beziehungen zu Menschen. Maultrommeln spielen auf, ein Rucksack trägt die Spuren der Reise. Lebensläufe werden fabulierend gekürzt oder neu erfunden, Spielzeug wird zum überlebensnotwendigen Fetisch. Auch in der erfundenen Erzählung von den Dingen werden Momente realen Lebens sichtbar. Zusammen mit Texten von Heike Gfrereis, Magdalena Hack, Ellen Strittmatter, Martina Iris Wolff und der beiden Kursleiter entsteht ein realer und virtueller Ausstellungs-Rundgang mit 25 Exponaten. Die hier versammelten Zeichnungen, Gedichte, Kurzesays, poetischen Notate und Geschichten sind im Rahmen der 2. Kulturakademie der Stiftung Kinderland Baden-Württemberg entstanden.